Drei Tage in San Carlo.

Roman

von

Georg Lotz.

Drittes Bändchen.

Jena,

Friedrich Luden.

1843.

Die

Schreibmappe des Apothekers.

Eigentlich sah es für den nächsten Abend um Erzählungen nnd Mittheilungen schlimm aus. Alle Freunde hatten ihr Scherflein zur Unterhaltung in dieser Beziehung beigetragen, bis auf Freund, und dieser war, wie sich das bei den oft an ihn gerichteten Bitten erwiesen hatte, nicht zum Reden zu bringen. Wie gewöhnlich glaubt man, daß diejenigen Leute, die am schwierigsten zum Sprechen zu bringen sind, ist nur der Damm einmal gebrochen, gerade die allerinteressantesten Dinge zu sagen haben. Täuscht nun auch dieser Glaube gar häufig, da, wo sich Leerheit und Fadheit hinter einer solchen schweigsamen Wichtigthuerei verbirgt, so war doch die von den Hospitalgenossen in dieser Beziehung hinsichtlich des Apothekers gefaßte Meinung eine durchaus richtige. Auch wußten sie, was im ganzen Hospitale bekannt war, daß er seine Mußestunden schriftstellerischen Arbeiten widmete, deren Resultate aber fast gänzlich unbekannt waren, da er nur einmal eine seiner Novellen auf dringendes Bitten in den Abendcirkel des Oberarztes vorgelesen hatte, wo sie mit dem allgemeinsten, ungeheuchelten Beifall aufgenommen wurde. Wie gern

hätten nun die zeitlichen Bewohner der Casa de los Capitanos eine oder einige dieser Erzählungen gehört, doch in diesem Punkte war Freund nicht zu bewegen, darüber namentlich Polycarp, der sonst mit wahrer Freundschaft an dem Deutschen, welcher ihn während der gefährlichsten Periode seiner Krankheit selbst gepflegt, höchst aufgebracht war, und lange schon auf Mittel gedacht hatte, Freund gegen seinen Willen zu der gewünschten Mittheilung zu zwingen.

Am Morgen nach dem Tage, an dem wir mit unsern geneigten Lesern im vorigen Bande der Versammlung der Hospitalbewohner beigewohnt haben, lockte ein ganz besonders schönes, laues, weder durch den heftigen Südwind, noch durch die drückende Hitze unangenehm gemachtes Wetter diejenigen der Kranken ins Freie, deren Rekonvalescenz bereits soweit vorgerückt war, daß ihnen die Ordonnanz des Oberarztes einen Spaziergang gestattete. Zu dieser Zahl gehörten fast sämmtliche Bewohner der Casa de los Capitanos, mit denen wir Bekanntschaft gemacht haben. Die meisten derselben hatten sich längst dem Werft gelagert, und schauten nun, in diesem dolce far niente hinaus in die blaue Fluth, auf der die majestätischen Schiffe hie und da zerstreut lagen. Daß aber dieses far niente bald aufhörte dolce für den lebhaften ungeduldigen Polycarp zu sein, brauche ich dem geneigten Leser wohl kaum zu sagen. Gerade war es während der Zeit, wo der Oberarzt mit seinem gewöhnlichen, bei

einer früheren Gelegenheit beschriebenen Gefolge seinen Umgang in den Sälen des Hospitals hielt, so daß Polycarp auch nicht einmal des Apothekers, mit dem er sonst solche Stunden gerne verplauderte, wobei er Freunds Arbeit mit neugierigen Blicken zuschaute, habhaft werden konnte. Demnach beschloß er denselben vor der Apotheke selbst, wohin er nach gehaltener Visitation der Kranken sich sogleich zu verfügen pflegte, zu erwarten.

Die Apotheke selbst war ein kleines, niedriges, etwas seitwarts von den Hauptgebäuden belegnes Häuschen von einem Stockwerk, welches nichts als die Offizin und Freunds Stübchen enthielt. Ueber die Offizin, die zu gleicher Zeit Laboratorium war, möchte wohl mancher deutsche Apothekerlehrling die Nase gerümpft haben, wenn er die Regimenter von Büchsen und Gläsern und Kasten und Schachteln vermißt hätte, welche die kleinste Apotheke Krähwinkels und Flachsenfingens aufzuweisen haben muß. Er würde vielleicht ungläubig den Kopf geschüttelt haben, hätte man ihm gesagt, daß diese wenigen Präparate, die sich in Freunds Offizin fanden, hinreichend waren, bei zweckmäßiger Anwendung die schrecklichste der hier grassirenden Krankheiten, das gelbe Fieber (el vomito negro) zu bekämpfen. In der eigentlichen Offizin befanden sich außer diesen wenigen Präparaten hauptsächlich nur noch ein großer Pokal mit Blutigeln, hier ein reicher Schatz, da man diese, besonders bei Behand-

lung der obenerwähnten Krankheit, ganz unentbehrlichen Thierchen hier oft mit 1 Piaster (1½ Thlr.) und darüber pro Stück bezahlte. Außerdem aber grinsten in zwei Ecken des quadratförmig gebauten Gemaches zwei vollkommene menschliche Skelette, das eine das eines Weißen, das andere das eines Schwarzen, jetzt des Fleisches entkleidet, beide an Farbe gleich. Die beiden Klappermänner nahmen sich da so in ihren Winkeln aufgehängt recht grausig aus, und besonders Nachts, wenn der Wind durch die Fensteröffnung (die hier bekanntlich nicht durch Glasfenster, sondern nur durch Jalousieen geschlossen werden) wehte, die Herren in Bewegung setzte, gab es ein Klapperconzert, das einem wohl Angst ums Herz machen konnte, besonders wenn man die grinsenden Todtenschädel im schillernden falben Mondlicht sah. All' diese gräßlichen Herrlichkeiten, wenn auch jetzt nur in vollkommner Bewegungslosigkeit und Ruhe, sah Polycarp, da er die sonst immer verschlossene Thür der Apotheke offen gefunden hatte. Wahrscheinlich hatte der sonst so sorgliche Freund diesmal in der Eile die Schlüssel stecken lassen, und unser naseweiser Franzos ließ sich natürlich die ihm gebotene Gelegenheit nicht entgehen, in das ihm sonst streng verschlossene Heiligthum zu dringen. Nachdem er die wenigen eben beschriebenen Dinge in gehörigen Augenschein genommen, konnte er der Versuchung nicht widerstehen durch die angelehnte Thür einen Blick in das neben der Offizin befindliche Zimmer unsers Freunds

zu werfen; dem Blick folgte bald der Wunsch einzutreten, und dem Wunsche auch sogleich die Befriedigung desselben. Es war ein längliches schmales Gemach, in dem sich Polycarp befand; das eine Ende nahm ein in diesen Gegenden gewöhnliches Feldbette, Freunds Lagerstätte ein. Ein verblichenes Miniaturbild, welches über demselben hing, mußte wohl das Portrait derjenigen sein, das die eigentliche Veranlassung zu seinem jetzigen Hiersein war. Außerdem bestand das ganze Mobiliar des Stübchens in einem einfachen Schrank, der Freunds bescheidene Garderobe enthielt, einem Bücherbret, auf dem sich neben einigen medizinischen und pharmazeutischen Werken die Schöpfungen der deutschen Meisterdichter Schiller und Goethe zeigten, zwei einfach gearbeiteten Stühlen, und einem Schreibtisch, auf dem ein ziemlicher Haufe beschriebenen und unbeschriebenen Papieres bunt durch einander lag. — Nachdem Polycarp das weibliche Portrait eine Zeitlang betrachtet, wobei ein leises Kopfnicken andeutete, daß er dem Originale, glich es dem Bilde, wohl das Prädikat „hübsch," zugestehen würde, lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf die den Schreibtisch füllenden Papiere. Recepte, Extrakte aus medizinischen Werken, deutsche Zeitungen mit Randbemerkungen von Freunds Hand, alles das interessirte ihn nicht. Schon wollte er sich wieder zurückziehen, als er ein aus einer Schublade des Schreibtisches hervorschauendes grünes Band bemerkte. Der Kasten war nicht verschlossen, und

siehe da, als Polycarp ihn geöffnet, fand er eine zierlich aus grünem Leder gefertigte, an beiden Seiten zugebundene Mappe, und in derselben eine Menge beschriebener Bogen, die er, obgleich er das Deutsche fast gar nicht, wenigstens nur sehr unvollkommen mächtig war, doch sogleich für die Manuscripte erkannte, deren Mittheilung ihnen Freund stets vorenthalten. Noch seinen Raub in der Hand haltend, eilte er hinaus, seinen Genossen den glücklichen Fund mitzutheilen. Eben hatte Freund sein Visite beendigt, und wollte gerade in seine Offizin zurückzukehren, als er das kleine Häufchen und mitten unter ihnen Polycarp, der die Mappe wie eine Tropäe in die Luft schwang, gewahrte. Schnell eilte Freund hin, um sein rechtmäßiges Eigenthum zu reklamiren. Doch da halfen weder Bitten noch Drohungen. Polycarp meinte, er sei nun doch einmal, obgleich weder belgischer noch stuttgarter Nachdrucker noch deutscher Winkelblatts-Redakteur, zum literarischen Diebe gestempelt. Wenigstens wolle er etwas für sein Verbrechen haben. Was half alles? Freund mußte gute Miene zum schlimmen Spiel machen, und nur gegen sein verpfändetes Ehrenwort, die Mappe diesen Abend mitzubringen, und einige der in derselben enthaltenen Erzählungen in der Allen verständlichen französischen Sprache mitzutheilen, ward ihm sein Eigenthum endlich zurückgegeben. Schnell, doch kaum schnell genug für die hörbegierigen Freunde, kam der Abend heran. Wirklich ließ auch Freund nicht auf sich war-

ten. Eben erst waren Amedie und Bernard angelangt, als auch er schon das corpus delicti, die verhängnißvolle Mappe, unter dem Arm eintrat, und nachdem er den beiden Freunden die Geschichte derselben unter vielem Lachen erzählt, und Polycarp das gehörige Lob für seinen Spitzbubenstreich gespendet war, begann Freund ohne weitere Einleitung folgende Erzählung.

Der Frauen-Friede.

Die letzten Strahlen der untersinkenden Sonne stahlen sich durch die schweren sammtenen Vorhänge, und durch das stark vergitterte hohe Fenster hinein in das Gemach, welches Franz I., König von Frankreich, während seiner langen und schweren Gefangenschaft, im Alcazar zu Madrid bewohnte. Die Abendröthe beleuchtete mit ihrem Schein die eingesunkenen Schläfe und verwelkten Wangen des auf seinem reich gestickten Lager ruhenden erlauchten Gefangenen.

Franz I. hatte seit seiner unglücklichen Niederlage bei Pavia bereits viele Monate in jener fieberhaften Hoffnung verbracht, unter welcher das Herz erkrankt. Einen Tag erhoben durch die trügerischen Aeußerungen seines kaiserlichen Nebenbuhlers Carl V.; den anderen wieder hinabgestürzt in die größte Niedergeschlagenheit durch die Kränkungen, Verzögerungen und Enttäuschungen, denen er unterworfen war, hatten diese geistigen Anstrengungen ihn auf das Krankenlager geworfen. —

Es war in diesem kritischen Zeitpunkt, daß seine schöne und liebenswürdige Schwester, die berühmte Margarethe von Valois, verwittwete Herzogin von Alencon, mit großer Selbstverleugnung, welche selbst in jenen romantischen Tagen Jedermanns Bewunderung erregte, von dem Kaiser Carl die Erlaubniß erbat und erhielt, ihren königlichen Bruder in seinem Gefängniß besuchen zu dürfen.

Ein unbestimmtes Gerücht von dieser ihrer Ankunft war bis in den Kerker des Königs gedrungen; je mehr ihn aber auch nach der Gegenwart seiner geliebten Schwester verlangte, je geneigter war er ihre Reise zu ihm als Chimäre zu betrachten, von seinen treuen Dienern nur ersonnen, um seinen Geist aufzurichten.

Diesen Abend ward er aus seinem fieberhaften Stumpfsinne mächtig aufgeregt, indem er vernahm, wie die Schildwache seinen Kerkermeister Don Ferdinand Alarcon benachrichtigte, wie eine Dame im Vorgemache sei und mit ihm zu sprechen wünsche.

„Wer ist's?“ fragte Don Ferdinand, indem er hinaus und auf die Schwelle des Vorgemachs trat.

„Es ist eine Dame von einem Pagen begleitet, welche eine Unterredung mit dem König von Frankreich begehrt,“ lautete die Antwort.

„Meine Pflicht gegen den Kaiser untersagt mir eine solche zu gestatten,“ sprach Alarcon.

„Wir überbringen einen Befehl des Kaisers,“ ent-

gegnete der Page, indem er dem Gefängnißwärter ein Blatt überreichte.

„Dieser Befehl," bemerkte der Letztere, indem er das Papier sorgsam geprüft hatte, „gebietet mir der Herzogin von Alencon den Zutritt zu meinem erlauchten Gefangenen zu gestatten, aber ich muß mich zuvor von der Identität der Person überzeugen. Wollt Ihr die Güte haben Euch mir ohne Schleier zu zeigen, gnädigste Frau," fragte er, zu der verhüllten Dame gewandt.

Die Letztere schlug den Schleier auf einen Moment zurück, mit einem Blick, welcher Don Alarcon drei Schritte weit zurückfahren ließ, während sie mit Nachdruck fragte: „Der Befehl des Kaisers reicht also nicht hin mich einzulassen?"

„Verzeiht, gnädigste Frau, unmöglich kann jemand, der Eure Züge und Stimme so genau kennt als ich, Euch für die Schwester des Königs von Frankreich halten."

„Ihr habt also die Kühnheit die geschriebenen Worte Eures Gebieters Lügen zu strafen?" fragte die Dame.

„Das muß eine Verabredung unter den Damen sein — meinetwegen, die Folgen kommen auf ihre Rechnung," murmelte der königliche Gefangenwärter vor sich hin.

„Ich übernehme jede Verantwortlichkeit," sprach

die Dame stolz, „nur die nicht das Blatt, welches ich vorgezeigt, nicht respectiren zu wollen.“

„So muß ich Euch also als die Frau Herzogin von Alencon melden?“ fragte Don Ferdinand, indem er die zum innern Gemach führende wohlverwahrte Thür öffnete.“

Der kranke Monarch fuhr bei der Nennung dieses theuren Namens von seinem Lager empor, streckte, als sein Kerkermeister die Dame in das Zimmer führte, mit leidenschaftlicher Bewegung seine beiden Arme aus und rief: „So hat der Himmel mich doch nicht ganz verlassen! Gott allein weiß, wie sehnlich ich danach verlangt habe, Dich, meine süße theure Schwester, in meine Arme zu schließen. Wie, hast Du kein Wort, keinen Blick, keinen Kuß, für Deinen unglücklichen Bruder, Margaretha?“

„Ich fürchte, ich werde den Unwillen Ew. Majestät reizen,“ sprach die Dame, indem sie neben dem Lager des Königs Platz nahm, „ich bin nicht die Herzogin von Alencon, aber ich komme Euch durch die Nachricht ihrer baldigen Ankunft zu erfreuen. Eure königliche Frau Schwester läßt Euch liebevoll durch mich grüßen, und wird, wenn es Gott gefällt, noch diesen Abend hier eintreffen.“

„Segen, tausendfacher Segen über die sanfte Stimme, die solchen Balsam in das Ohr des armen Gefangenen träufelt,“ entgegnete König Franz, „aber es wird mir doch gestattet sein, das Antlitz meines

freundlichen Besuchs zu schauen," so sprechend hob er sanft den Schleier hinweg, der das Gesicht der Fremden noch immer verhüllte. Die Züge, welche er nunmehr erblickte, waren ihm unbekannt, sie waren reizend und edel und sprachen zu gleicher Zeit Hoheit und Herzensgüte aus. Sie schien einige zwanzig Jahre alt zu sein, ihre Ruhe und feste Haltung aber schienen einem bedeutenderem Alter anzugehören.

„Euer Name, schöne Dame?" fragte der König von Frankreich.

„Man nennt mich Fräulein von Hailley," versetzte die Befragte, indem sie erglühend den Blick zu Boden senkte.

„So seid Ihr also meine Unterthanin, mein reizendes Fräulein," fuhr Franz fort, indem er ihre Hand mit großer Lebhaftigkeit erfaßte.

„Pflegt Ihr mit den Damen Eures Hofes stets so frei umzugehen?" fragte die Dame lächelnd.

„Ich bin stets bereit der Schönheit meine Huldigung darzubringen," entgegnete mit der ihm eigenthümlichen Galanterie der König, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte. „Sagt mir jetzt, hat meine theure vielgeliebte Schwester Euch kein Zeichen ihrer Liebe mitgegeben?"

„In der That. Dieses Herz von Rubinen." So sprechend löste die Dame eine schwere, goldene Kette, an der das erwähnte kostbare Kleinod hing, von ihrem Nacken.

„Ich werde es zur Ehre derjenigen tragen, aus deren Händen ich das theure Andenken empfing, sprach Franz, indem er sich von seinem Lager erhob und vor der Dame seine Kniee beugte. „Bekleidet mich mit dem Orden, als dessen Großmeisterin ich Euch betrachte.“

„Welchen Orden meinen Ew. Majestät?“

„Den Orden des heiligen Cupido,“ antwortete der Monarch.

„Ew. Majestät waren, wie ich fürchte, schon seit langer Zeit ein nur zu eifriger Anhänger jenes kleinen unheilstiftenden schelmischen Verräthers,“ entgegnete die Dame, indem sie ihm mit vieler Grazie die Kette um den Nacken wand.

„Jetzt betrachte ich mich als Euren Gefangenen,“ entgegnete Franz, indem er die glänzende Kette an seine Lippen führte. —

„Auf wie lange Zeit wohl werdet Ihr mein Gefangener sein?“ fragte die Dame.

„Auf ewig!“

„Oder bis Ihr ein schöneres Gesicht als das meine erblickt.“ —

„Das ist unmöglich!“

„Ihr seid ein gefährlicher Anbeter, Sire! Ich habe, meines eigenen Friedens wegen, beschlossen, Euch nicht wiederzusehen, bis Ihr der Gemahl der verwittweten Königin von Portugal seid.“ —

„Dann heirathe ich sie morgen!“

„Donna Eleonore wird sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn sie die Ursache Eurer Hast erfährt; seid Ihr aber auch bereit die Bedingungen zu erfüllen, von denen Eure Verbindung mit jener Fürstin abhängt?“

„Wir wollen die schönen Augenblicke unseres Beisammenseins nicht vergeuden durch ein Gespräch über einen so unangenehmen Gegenstand, meine theure Freundin.“

„Donna Eleonore hat erklärt,“ fuhr die Dame fort, „daß, wenn Ihr auch nur ein armer Ritter wäret, sie Euch lieber ihre Hand reichen würde, als dem stolzesten Könige der Christenheit.“

„Und wer ermächtigte Euch, Reizendste ihres Geschlechts, mir diese Mittheilung zu machen?“ fragte der Monarch, indem er beide Hände der Sprecherin erfaßte und ihr forschend ins Auge schauete. „Ohne Zweifel meine Frau Schwester, die Herzogin von Alencon, nicht wahr? Fein angelegt, dacht ich's doch gleich, als Ihr von der Oesterreicherin zu sprechen begannet; aber weibliche Diplomaten sollen mich nicht umgarnen, ich bin mündig und im Stande selbst zu urtheilen. Wenn Ihr mich also das nächste Mal mit Eurem Besuche beehrt, meine reizende Gesandtin, so hoffe ich, Ihr werdet mir von Liebe für Eure eigene Rechnung sprechen, alsdann könnt Ihr auf eine günstigere Antwort zählen, als ich Euch jetzt zu geben geneigt bin.“

„Man sagt,“ nahm die Dame wieder das Wort,“

das Herz Ew. Majestät sei im Besitz der schönen Französin de Foix, Eurer eigenen Unterthanin."

„Ich habe," versetzte der König ernster, „während der langen Stunden meiner Gefangenschaft und Krankheit, Muße genug gehabt, meine Thorheit und mein Unrecht in jener Rücksicht zu bereuen, das gebrochene Herz schlägt jetzt nur noch für Frankreich, für meine jungen Söhne und für die vielgeliebte Schwester, welche vielleicht nur hier anlangen wird, um mir die Augen zur letzten Ruhe zuzudrücken." Er neigte, während er diese Worte sprach, sein Haupt hinab auf sein Kissen, und Thränen entperlten seinen Augen; er beachtete nicht die Anwesenheit einer Fremden. Aber nicht die Stimme, nicht die Worte einer Fremden waren es, die jetzt plötzlich sein Ohr berührten, es war der Ton, der Ausdruck der innigsten schwesterlichen Zärtlichkeit, wobei zwei weibliche Arme ihn mit der größten Herzlichkeit umschlangen.

Franz stieß einen Ruf des Erstaunens aus, denn die geheimnißvolle Abgesandtin war verschwunden und Margaretha von Valois selbst neigte sich über das Lager des kranken Königs und mischte ihre Thränen mit den seinen. Er wollte sie willkommen heißen, konnte aber nur die Worte: „Margaretha, meine vielgeliebte, treue Schwester," hervorstammeln.

„Erhebe Dich, Du mein gefangner Adler," begann Margaretha, „Dein kaiserlicher Kerkermeister ist in der Nähe und er möchte um keinen Preis, daß der

stolze Spanier den Sieger bei Marignan durch das Mißgeschick so niedergebeugt sähe."

„Der Körper, nicht die Seele ist niedergedrückt," versetzte der gefangene Monarch, indem er die Hand derselben gegen die heiße Stirn preßte.

„So nimm die ganze Kraft Deiner Seele zusammen, mein königlicher Bruder," entgegnete Margaretha. „Carl von Spanien, durch Deine Krankheit beunruhigt, wird Dir diesen Abend einen Besuch abstatten, ja sein Fuß betritt bereits die Schwelle Deines Kerkers."

„Ich will dem kaltblütigen Fuchs Trotz entgegenstellen," sprach Franz, indem er sich rasch von seinem Lager erhob.

„Nicht also, mein Bruder," versetzte die Herzogin, „kämpfe mit ihm mit seinen Waffen: mit Kälte nnd Besonnenheit."

Es lag indeß nicht in der Natur des gefangenen Königs, diesen klugen Rath zu befolgen. Als sein kaiserlicher Nebenbuhler von seinem Kanzler Gattinara, seinem Leibarzte, den er mitgebracht hatte, weil er hörte, daß der erlauchte Gefangene krank sei, begleitet, eintrat, redete er ihn mit folgenden vorwurfsvollen Worten an:

„So kommen Ew. Majestät doch endlich, um Ihren unglücklichen Gefangenen sterben zu sehen."

„Nicht so, mein Königlicher Freund," versetzte Kaiser Carl, indem er sich dem Lager näherte, „ich

komme um mit Euch von Hoffnung, von Eurer baldigen Wiederherstellung und Befreiung zu reden. Ich bringe auch einen alten Freund und Vasallen mit, welcher sehr glücklich sein wird, Euch neuerdings seine Huldigung darzubringen.

„Wenn Ew. Majestät den Verräther, den Connetable von Bourbon meinen, so will ich durch seinen Anblick nicht verletzt werden, ich glaube nicht, daß es einen andern meiner Vasallen giebt, über den Ew. Majestät Einfluß besitzen," rief Franz leidenschaftlich.

Ein bedeutsames Lächeln ward jetzt zwischen dem Kaiser und der Herzogin von Alencon gewechselt.

„Sei ruhig, mein Bruder, sprach die Letztere, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte; in demselben Augenblick erschien auf ein Zeichen des Kaisers, Pepie, der kleine Milchbruder des Dauphins und führte an einem seidenen Bande Clovois, den Lieblingshund des Königs Franz.

„Wahrlich kein Verräther, sondern mein lieber treuester Freund bist Du, mein guter Clovois," rief der gefangene Monarch, während der Hund sich fröhlich an ihn schmiegte. „Wie aber kam er nach Madrid?"

„Meine Schwester Eleonore," versetzte der Kaiser, „hörte von dem Unwohlsein Ew. Majestät, und sandte einen Eilboten an Ew. königliche Schwester, die Frau Herzogin von Alencon mit der Bitte, sie möge Euren Lieblingshund und dessen kleinen Wärter

mit sich bringen, und ich bat meinen erlauchten Gast um die Erlaubniß, Euch das treue Thier zuführen zu dürfen.“ —

„Du, meine theure Schwester, hattest eine reizendere Reisegefährtin als diese beide,“ sprach der gefangene König, als der Kaiser und seine Begleiter sich wieder entfernt hatten.

„Wen meint mein königlicher Bruder?“

„Deine schöne Begleiterin, Fräulein von Hailley, wann werde ich sie wiedersehen?“

Das Antlitz Margarethas verzog sich etwas unwillig bei diesen Worten; „hätte ich denken können,“ sprach sie, „daß zwischen Dir, mein Bruder, und Fräulein von Hailley eine frühere Bekanntschaft stattgefunden, ich würde eine andere Begleiterin gewählt haben.“

„Meine gute Schwester,“ entgegnete Franz, „ich sah Deine reizende Gefährtin nicht früher als diesen Abend, wo Du sie zu mir sandtest, um mir Deinen geneigten Besuch anzukündigen.“

„Du bist im Traume, mein Bruder,“ versetzte die Herzogin, „Fräulein von Hailley ist nicht von meiner Seite gewichen, bis jetzt, wo ich sie im Vorgemache zurückließ.“

„Wie, Du sandtest mir nicht durch sie dieses Kleinod?“ fragte der König, indem er auf die goldene Kette mit dem Herzen von Rubinen deutete.

„Keineswegs! aber es liegt klar am Tage, daß Dich eine schöne Dame besuchte, denn die Kette und

das Herz zeigen ganz deutlich, daß Du nicht geträumet hast. Ich will indessen meine Begleiterin hereinrufen, damit Du Dich überzeugst, daß die Spenderin dieses Kleinods nicht Fräulein von Hailley war."

Als die Letztere eintrat, mußte Franz eingestehen, daß dieses nicht die Dame sei, welche sich ihres Namens bedient hatte. Von dieser Entdeckung ward er augenscheinlich unangenehm berührt, er klagte über Erschöpfung und Unwohlsein und entließ die Damen. —

Als die Herzogin von Alencon ihren Bruder am folgenden Tage besuchte, war ihr Antlitz bleich und trübe, und sie schien traurig. „Der Zweck meiner Reise nach Madrid ist vereitelt worden," sprach sie, „Donna Eleonore, die Dir bestimmte Braut, hat Madrid verlassen und eine Wallfahrt nach Guadeloupe unternommen. Vermuthlich wollte sie vermeiden, mit mir zusammen zu treffen, oder es haben sie auch einige Aeußerungen verletzt, die Du vielleicht rücksichtlich ihrer gegen jene Syrene fallen ließest, die ohne Zweifel von dem schlauen Carl, welcher die Gewalt der Schönheit über Dein Herz kennt, abgesandt wurde Dich auszuforschen."

„Ich will die schönste Provinz meines Frankreichs wetten, daß die, welche ich gestern Abend sprach, eben so tugendhaft als schön ist," rief Franz feurig, „obgleich ich meinerseits thörigt genug war, ihr die Gefühle zu offenbaren, die ich für sie empfand." —

„Daran zweifle ich keineswegs," lächelte Marga-

retha, „doch sind Vorwürfe jetzt nutzlos. Genug, Du hast die Dir bestimmte Braut schwer beleidigt und alle meine Pläne zu Deiner Befreiung vernichtet.“

„Hast Du Deinen Einfluß auf den Connetable von Bourbon nicht versucht?“ fragte der gefangene König.

Eine Leichenblässe überzog das sonst blühende Antlitz der fürstlichen Wittwe, indem sie schmerzlich erwiderte: „Selbst so tief habe ich mich herabgewürdigt, um meines Königs, meines Bruders willen!“

„Nun — und der Verräther?“

„Er bereuet seinen Verrath und ist bereit auf seinen Knieen von seinem gefangenen königlichen Herrn Verzeihung zu erflehen, und sein Schwerdt und Hab und Gut, sein Leben und seine Ehre zu meiner Verfügung zu stellen; aber Franz, er ist machtlos! Gleich Dir ist er ein Opfer des schlauen Carls geworden, und schmerzlich bereuet er jetzt das Unheil, welches er angerichtet, und das er nicht wieder gut machen kann!“

„Auch dann nicht, wenn ich ihm verzeihe und ihm Deine Hand als Belohnung verleihe, Margaretha?“

„Diese Bedingungen kennt er, mein Bruder; hätte er sie bei der Schlacht bei Pavia gekannt, säßest Du jetzt auf dem Throne Frankreichs, wärest Du jetzt Herr von Mailand.“

„Das war doch unmöglich! Du warst damals

noch nicht Wittwe, Margaretha, und von dem Augenblicke an, in welchem unsere Mutter Deine Hand wider Willen in die des Herzogs von Alencon legte, ward Bourbon mein Todfeind."

„Dies war in der That das Resultat der grausamen Politik meiner Mutter," seufzte die Herzogin, „so wie Deiner Einwilligung, mein Bruder, in dies Opfer. Doch was nutzen jetzt Vorwürfe? Du erndtest leider jetzt, was Du selbst ausgesäet."

„Jetzt aber, theure Margaretha, bist Du von Banden befreiet, die Dich an den Feigling Alencon ketteten, und Du kannst Bourbon, dem Gegenstand Deiner ersten Liebe, Deine Hand reichen."

„Nein Franz, nein! Bourbon kann jetzt nicht mehr die Wunden heilen, die er seinem Vaterlande geschlagen. Er hat mir in der Bitterkeit seiner schmerzlichen Reue seine Unfähigkeit dargethan, Dir irgend einen Beistand zu leisten. Er ist von seinen neuen Verbündeten, den Feinden Frankreichs, weder geachtet noch geliebt, er besitzt ihr Vertrauen nicht. Wollte Gott, er wäre gefallen auf dem Schlachtfelde bei Pavia, wo sein verrätherisches Schwerdt das letzte Band zerschnitt, das ihn an das Herz Margarethas von Valois fesselte."

„Hast Du ihm dies Alles selbst gesagt?"

„Ach nein, er sagte es mir; er errieth diese meine Gefühle — daß er meiner unwürdig sei, und daß er, da er außer Stande sei sein Verbrechen zu

sühnen, eine Aussöhnung nicht erwarten könne. Wir schieden von einander um uns diesseits des Grabes nicht wieder zu begegnen — ich lebe jetzt nur noch für mein Vaterland. Noch immer hoffe ich Frankreich seinen König wiederzugeben, wenn dieser sich nur selbst treu bleiben will."

Die Herzogin von Alencon machte darauf ihren Bruder mit ihrem Plane bekannt, seine Flucht aus dem Kerker zu bewerkstelligen, ein Project, auf welches Franz mit großem Eifer einging. Dasselbe aber mißlang durch die Verrätherei eines seiner Diener, der, da er mit einem seiner Kameraden einen Streit gehabt hatte, aus Rachsucht den Plan den spanischen Behörden entdeckte.

Franz ward demnach auf einen weit strengeren Gewahrsam beschränkt, und Kaiser Carl, welcher in Erfahrung gebracht hatte, welchen Antheil die Herzogin von Alencon an diesem Fluchtversuche hatte, beschloß dieselbe gleichfalls gefänglich einzuziehen, so wie der in dem Briefe, der ihr ein sicheres Geleit zusagte, festgestellte Zeitpunkt verflossen sein würde; ein Zeitpunkt, der schon in zwei Tagen eintrat, woran Margaretha von Valois, ausschließlich nur mit der Befreiung ihres Bruders beschäftigt, kaum zu denken schien.

Sie empfing indeß von dieser Absicht eine warnende Kunde von Seiten Bourbons, und nachdem sie ihren Bruder ein kurzes Lebewohl gesagt und von

diesem ein Dokument erhalten hatte, in welchem er dem Throne zu Gunsten seines Sohnes, des Dauphin, entsagte, verließ sie insgeheim Madrid, und reiste mit so ungeheurer Schnelligkeit, daß sie, noch bevor Carl die Nachricht von ihrer Entfernung erhielt, sich schon außer dem Bereiche seiner Macht befand.

Nach der Abreise seiner geliebten Schwester, versank Franz aufs Neue in einen Zustand der hoffnungslosesten Niedergeschlagenheit; seine Eßlust schwand, er weigerte sich die freie Luft zu genießen, sich Bewegung zu machen, oder sich sonst auf irgend eine Weise aufzuheitern; der Schlaf mied sein Lager und er befand sich beständig in einem fieberhaften Zustande. Gattenaro, Kaiser Carls redlicher Kanzler, dem der Zustand des königlichen Gefangenen durch die Aerzte berichtet wurde, hielt es für rathsam, seinen kaiserlichen Gebieter davon mittelst folgender freimüthiger Worte in Kenntniß zu setzen. „Gefällt es Ew. Majestät dem Könige von Frankreich die letzten Tröstungen der Religion angedeihen zu lassen.“

„Die letzten Tröstungen der Religion dem Franz von Valois, und was dann?“ fragte erstaunt der Kaiser.

„Dann wird es nur noch nöthig sein, seinen Leichnam einbalsamiren und beerdigen zu lassen, wenn es anders Ew. kaiserliche Majestät Wille ist, seine irdischen Ueberreste auf eine eines Königs würdige Weise beisetzen zu lassen,“ erwiderte Gattenaro. „Die

Wahrheit ist, daß Ihr, gnädigster Herr, die Erfüllung Eurer Versprechen so lange verschoben habt, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, Franz von Valois schon in der nächsten Nacht von einer höheren Macht als der Euren aus seinem Kerker erlöst werden, ganz Europa Euch aber als seinen Mörder betrachten wird."

„Das verhüte Gott!" rief der Kaiser, „morgen soll er mit unserer königlichen Schwester Donna Eleonore vermählt werden." —

„Es ist der Ausspruch von sechs Aerzten, daß Franz noch bevor der Morgen dämmert, mit einer andern Braut vermählt sein wird," entgegnete ernst der Kanzler.

„Dann ist kein Augenblick zu verlieren," fuhr Carl auf, „wir büßen sonst jeden uns in dem mit ihm abgeschlossenen Tractate zugesprochenen Vortheil ein. Lannoy," fuhr er fort, indem er sich zu dem Vicekönig von Neapel wandte, mit dem er grade am Schachbrette saß, „begebt Euch sogleich zu der Königin von Portugal und sagt ihr, sie solle sich unverzüglich mit ihren Damen in den Alcazar verfügen."

„Ew. Majestät vergessen, daß Donna Eleonore sich noch immer auf der Wallfahrt befindet, zu der Ihr sie gezwungen."

„Das ist ein schlimmer Umstand! Aber gleichviel, die Vermählung muß durch eine Bevollmächtigte geschehen."

„Wo sollen wir eine Dame finden, die sich in

so kurzer Frist zu einer solchen Ceremonie vorbereiten könnte?“ fragte kaltblütig der Kanzler. „Ew. Majestät kaiserliche Gemahlin und die Damen ihres Hofes befinden sich nicht in Madrid, und Ihr könnt also nicht unter ihren Ehrendamen eine wählen, welche des hohen Vorzugs werth ist, als Repräsentantin Ew. erlauchten Schwester bei dieser wichtigen Ceremonie zu erscheinen.“ —

„Was ist dabei anzufangen, Lannoy?“ fragte der Kaiser.

„Etwas oder nichts, das ist klar,“ entgegnete der Vicekönig mit einem sarkastischen Lächeln. „Wenn ich nicht befürchtete, Ihre Majestät die Königin Eleonore zu beleidigen, so würde ich sofort zum König Franz eilen, um in ihrem Namen aus seiner Hand den Trauring zu empfangen.“

„So brecht unverzüglich auf, Lannoy!“ rief der Kaiser, „damit wir wenigstens auf ein Witthum für unsere königliche Schwester Anspruch machen können.“

Bald nach dem Gespräch ward der fieberhafte Schlummer des königlichen Gefangenen durch den Eintritt eines Priesters unterbrochen, welcher ein Brevier in der Hand haltend sich den Lager näherte und fragte: „Ob S. Majestät zur frommen Andachtsübung geneigt wären?“

„Seid Ihr gekommen mir die letzten Segnungen der Religion zu spenden, frommer Vater?“ fragte der Gefangene.

„Zuvor sind zwei andere heilige Werke zu verrichten,“ versetzte der Geistliche, „Heirath und Buße. Ich bin hier um Ew. Majestät auf die Erstere vorzubereiten.“

„Heirath,“ entgegnete Franz mit schwacher Stimme, „wo denn die Braut?“

„Don Ferdinand Alarcon,“ sprach der Priester, „ich beauftrage Euch im Namen des Kaisers, den Stellvertreter der Braut, der erlauchten Donna Eleonore, verwittweten Königin von Portugal, in dieses Zimmer einzuführen, und auf das schleunigste alles zur unverzüglichen Vermählung Ihre Majestät mit dem Könige von Frankreich anzuordnen.“

„Wie, was? Lannoy,“ rief Franz erstaunt, als gleich darauf der Vicekönig fast athemlos und von der Schnelligkeit des Rittes mit Staub bedeckt ins Zimmer trat. „Aus Eurer Hand also soll ich die spanische Braut empfangen.“

„Recht also! Es ist Alarcon, welcher bei dieser Gelegenheit das Amt unseres kaiserlichen Herrn vertreten wird, ich meinerseits habe die Ehre die königliche Braut darzustellen. Ich hoffe, Ew. Majestät werden meinen Schnauzbart und meine Sporen entschuldigen.“

„Gleichviel!“ stöhnte der geistig und körperlich erschöpfte Gefangene mit schwacher Stimme. Lannoy gab dem Priester einen Wink, und dieser begann den Trauungsakt zu verlesen, während Franz, den man

auf seinem Lager aufgerichtet hatte, es geschehen ließ, daß von seiner welken Hand ein Ring gezogen und an den riesigen Finger des Stellvertreters der Braut gesteckt wurde, zum Zeichen des geschlossenen Ehebündnisses zwischen dem Könige von Frankreich und der Schwester des Kaisers. Als diese Ceremonie beendigt war, sank Franz zurück auf sein Kissen in einem solchen Zustande von Erschöpfung, daß der Stellvertreter der Braut eilig zu dem Kaiser sprengte und ihm die Kunde brachte, daß die Prophezeihung der Aerzte unfehlbar in Erfüllung gehen würde.

Ganz gegen die Meinung der Söhne des Aesculap aber fiel die Krisis des Fiebers günstig aus, und Franz erholte sich, wenn gleich nur sehr langsam, von seiner gefährlichen Krankheit. Der Kaiser Carl besuchte ihn häufig während seiner Wiederherstellung; auch wurden alle Anstalten getroffen, ihm die Freiheit wieder zu verleihen. Der Kaiser verlangte indeß Geißeln zur Bürgschaft für die Erfüllung der von Franz von Valois eingegangenen harten Bedingungen, so wie für die Bezahlung des schweren Lösegelds. Diese Geißeln sollten entweder zwölf Erben der edelsten Familien Frankreichs, oder seine beiden Söhne, der Dauphin und sein Bruder Heinrich, sein. —

Thränen traten in die Augen des königlichen Siegers bei Marignan, als ihm die bittere Wahl freigestellt wurde, aber er entgegnete ohne Zögern: „Meine armen, jungen Söhne müssen also das Opfer werden,

ich kann von keinem meiner Edlen verlangen, daß er seine theuerste Hoffnung hingebe um meine Ketten zu brechen.“

Die jungen Prinzen wurden demnach von dem Marschall Lantre bis zu der Grenzstadt Andave geführt, und am 18ten März 1526 fand die merkwürdige Austauschung gegen ihren Vater statt. Von Alarcon, Lannoy und funfzig Reitern bewacht, erschien Franz an der einen Seite der Ufers in demselben Augenblick, in welchem Marschall Lantre sich mit dem Dauphin und dessen Bruder an dem Andern zeigte. Eine Barke lag auf der Mitte der Bidassoa und bildete die Demarcationslinie zwischen Spanien und Frankreich. Auf dem Verdeck derselben schloß der Vater nach langer Trennung seine beiden Söhne wieder in die Arme, jedoch nur auf kurze Zeit, um sich auf längere Zeit von ihnen zu trennen. „Die Feinde Frankreichs sollen mich nicht in einer schwachen Stunde schauen;“ rief Franz, er tilgte die Thränen in seinen Augen, preßte seine Kinder noch einmal an seine hochklopfende Brust, entriß sich ihren Liebkosungen, warf sich in das bereitliegende Boot, erreichte das Ufer, schwang sich auf sein königliches Roß, welches dort seiner harrte, und sprengte eilig von dannen, ohne noch einen Rückblick zu richten nach dem Fahrzeuge, welches die kostbaren Pfänder der Erfüllung seiner Versprechungen an das verhaßte spanische Ufer trug.

Der erste Gebrauch, den Franz von Valois von

seiner wiedererlangten Freiheit machte, war, daß er auf das Feierlichste gegen den Tractat protestirte, der ihm, während er im Fieber gelegen, abgedrungen worden, und rücksichtslos gegen die eingegangene eheliche Verbindung mit Donna Eleonore von Portugal, so wie gegen die Gefahr, worin seine beiden Söhne schwebten, verband er sich mit seinem früheren Gegner, Heinrich dem Achten von England, und benutzte die erste Gelegenheit um Kaiser Carl den Krieg zu erklären.

Drei Jahre für Frankreich und Spanien gleich verderblicher Feldzüge folgten, und während dieser ganzen Zeit befanden sich die beiden jugendlichen Söhne des Königs Franz unter der Aufsicht seiner ihm angetraueten Gemahlin Donna Eleonore, welche sie mit wahrhaft mütterlicher Liebe behandelte; sie wachte über ihre Erziehung mit derselben Sorgfalt, welche sie ihrer eigenen Tochter, der Infantin von Portugal, widmete; auch gelang es ihr vollkommen, sich die Zuneigung der jungen Geisseln zu gewinnen, wobei sie unablässig bemüht war, die feindselige Stimmung zwischen ihrem kaiserlichen Bruder und ihrem königlichen Gemahl zu mildern.

Franz von Valois' Schicksal sollte von seiner Wiege an bis zu seinem Grabe durch weiblichen Einfluß bestimmt werden. Als dreijähriger verwais'ter Knabe ward er von seiner verwittweten Mutter, Louise von Savoyen, erzogen, welche selbst, als er schon auf den Thron gelangt war, ihre Macht über

ihn auf oft verderbliche Weise äußerte. Auf der anderen Seite aber wirkte seine hohe und mit edlem Geiste begabte treffliche Schwester Margaretha auf das Vortheilhafteste auf sein Schicksal und seinen Charakter ein. In ihrem erfinderischen Gehirn erstand zuerst der Gedanke, einen Versuch zu machen, die zwischen Carl und Franz bestehenden Zwistigkeiten durch einen weiblichen Congreß auszugleichen. Dieser sollte aus der Tante des Kaisers, der Staatsveteranin Margaretha, Regentin der Niederlande, Louise von Savoyen, der Mutter des Königs Franz, Eleonore von Oesterreich und Margaretha von Valois selbst bestehen. Den milden und verständigen Bemühungen dieses weiblichen Congresses verdankten das erschöpfte Frankreich, Spanien und Oesterreich jene glückliche Beendigung ihrer Feindseligkeiten, welche in der Geschichte die Benennung: „Der Frauen-Friede" erhielt.

Es war am 5. August 1529, fast drei und ein halbes Jahr nachdem Franz um den Preis seine jugendlichen Söhne für sich zu stellen seine Freiheit wieder erlangte, als eine Scene, nicht weniger interessant als diejenige, welche wir früher beschrieben, auf der Wassergrenze zwischen Spanien und Frankreich stattfand, wo der Connetable Monmorency die versiegelten Kisten, welche das Lösegeld Franz des Ersten enthielten, gegen dessen Gemahlin und beide Söhne austauschte. —

Die erlauchten Reisenden langten zu Bordeaux

an, wo Eleonore, noch immer in Wittwentracht, sich dem ihr angetraueten Gemahl mit klopfendem Herzen näherte, indem sie an jeder Hand einen seiner Söhne führte.

Der König Franz erhob sich von seinem Thronsitze und trat vor, um die angetrauete Gemahlin zu empfangen, mehr mit galanter, ceremonieller Höflichkeit, als mit dem Eifer eines Liebenden.

„Ich bringe Ew. Majestät hier eine Mitgift, kostbarer und herrlicher als alle Schätze beider Indien," sprach Donna Eleonore zu dem Könige, indem sie ihm seine beiden Söhne vorstellte, „alles was ich für die mütterliche Sorgfalt begehre, die ich ihnen seit drei Jahren spendete, ist, daß Ihr in mir nicht die Schwester Eures vormaligen Feindes, sondern nur diejenige erblicken möget, welche Eure vielgeliebten Kinder wieder in Eure Arme führt."

„Wenn die süße Stimme mich nicht täuscht, so habe ich Eurer schon längst mit den zärtlichsten Gefühlen gedacht," rief der staunende Franz mit der feurigsten Leidenschaft aus.

„Kommt, meine reizende Schwester, es wird Zeit das Geheimniß zu enthüllen," sprach die Herzogin von Alencon, indem sie den Schleier hob, welcher Eleonorens Züge noch immer verhüllte, worauf ihr königlicher Bruder unverzüglich das wunderliebliche Angesicht der Dame erkannte, die ihn einst im Alcazar besuchte.

Franz beugte seine Knie vor seiner erglühenden Gemahlin.

„Meine theure Königin," sprach er, „da schaut her, wie heilig ich Euer Pfand aufbewahre — ich trage fortwährend Eure Kette!" Er lüftete sein Wamms und zog die goldne Kette mit dem Rubinenherz hervor, welche er, seit er sie von der vermeintlichen Hofdame der Herzogin empfing, noch immer auf seiner Brust trug.

Die Königin von Portugal hatte sich des Passes der Herzogin von Alencon bedient, um unerkannt denjenigen zu schauen, den ihr Bruder ihr zum Gemahl bestimmte; die Sache aber war durch Alarcon dem Kaiser verrathen worden, der seiner Schwester zur Strafe eine Wallfahrt nach Guadeloupe auferlegte. —

Schon am folgenden Tage fand zu Bordeaux die feierliche Trauung des königlichen Ehepaars statt, wodurch unter dem lauten Jubel des Volks der Frauen-Friede auf das vollständigste besiegelt wurde.

Da ist der Deutsche doch nicht zu verkennen, hieß es von allen Seiten, als Freund geendet hatte. Malt er Frauenbilder, seien sie welcher Nation sie wollen, nur weiß er sie mit einem so zarten Colorit von Minne und Zucht auszustatten, daß sie den Idealen, welche schon die alten Poeten Germaniens geträumt, mehr oder minder nahe kommen.

Ich liebe es, meinte Bernard, aber doch bei wei-

tem mehr, daß der Dichter, wie der Deutsche es thut, seinen Pinsel in die Wolken taucht, wenn er Weiber malen will, und nur Frauen zeichnet, schöner und edler, als die wirklich existirenden, als die Art unserer französischen Neuromantiker, die den Pinsel in den Koth der Tavernen und schlechten Orte tauchen, und Geschöpfe unter den Namen von Frauen herstellen, gegen die eine Messalina als Lucretia zu betrachten ist.

Sie thun mir viel zu viel Ehre an, meine Herrn sagte Freund, wenn Sie mir überhaupt besondere Tendenzen oder Motiven bei Abfassung dieser Erzählung zutrauen. Ich las das historische nackte Factum, und dieses sprach mich durch die reizende Einfachheit so an, daß ich wagte dasselbe, so weit es in meinen Kräften stand, auszuschmücken.

Uebertriebene Schriftsteller-Bescheidenheit, meinte van der Brook, wir kennen das!

Keineswegs, meinte Freund! Ueberhaupt wie oft wird wohl dem Schriftsteller bei einem Satze, bei einer Zeile ein Wort, ein Sinn, eine Idee untergelegt, die er gar nicht gehabt hat. Z. B. Shakspeare, soll da nicht just in jedem gewiß absichtslos hingeschriebenen Worte der Meinung der Shakspearomanen nach eine halbe Offenbarung liegen?

Ich hoffte doch, Ihr Herren, fiel hier Sir Robert ein, Ihr werdet unsern alten guten Will ungeschoren lassen, und nicht in Eure Streitigkeiten über moderne Romantik bringen.

Der hat keinen größeren Verehrer, rief Freund, als uns Deutsche, und unter ihnen vielleicht keinen glühendern als mich. Besonders bewundere ich seine bis in die kleinsten, unbedeutendsten Details und Nuancen getreue Charakterschilderung.

Die spricht sich, meinte Robert, fast nirgends so sehr und so glänzend aus als in seinem Othello.

Schöner Ruhm das, rief Polycarp. Wenn er sonst nichts aufzuweisen hätte. Eine so auf der Hand liegende und sich allen Augen auf den ersten Blick blosstellende Leidenschaft wie die Eifersucht, die am Ende denn doch auch ein Jeder mehr oder minder selbst gefühlt hat, läßt sich wohl leicht schildern.

Und doch sind ihre Wirkungen, ihre Ausbrüche so verschieden, meinte Freund, und doch erfordert sie ein eigenes Studium, will man sie in den verschiedenen Temperamenten, Charakteren und Nationalitäten erschöpfend beobachten.

Ich wette, rief Polycarp lachend, unser Träumer hat neben seiner Pharmacie auch noch Jalousiologie studirt.

Das habe ich freilich, antwortete Freund ernst, doch in so fern es mir überhaupt gelungen, ist bei meinen geringen Erfahrungen, die in der Brust des Menschen tobenden Leidenschaften überhaupt zu studiren. Ja noch mehr, da ich Euch doch noch einiges mittheilen soll, so werde ich ein Paar Erzählungen wählen, in denen ich die schreckliche Wirkung blinder Eifersucht

gemalt habe, der dieselbe, dem im Hermelin und Purpur Gekleideten, dem in grobes Wollenzeug gehüllten Arbeiter, an Grausamkeit, an Unmenschlichkeit gleich stellt, ja ihn in seinem schändlichen Verfahren noch alle die Hülfsmittel in Bewegung setzen läßt, die dem Niedrigstehenden durch seine Armuth, durch seinen Mangel an Erziehung ganz unzugänglich sind. Ohne weiteres und ohne sich zwischen beiden von seinen Zuhörern unterbrechen zu lassen, theilte nun Freund die beiden folgenden Erzählungen mit.

Die verhängnißvolle Nacht.

Es war in dem ersten Theile einer schwülen Nacht im Monat August des Jahres 1614, als ein junger Bursche, der Kleidung nach ein Bauer, sichtlich bemüht war, die Schritte eines kleinen, aber schwer beladenen Maulthiers über das schlechte und schlüpfrige Pflaster einer jener zahlreichen, schmalen Gänge zu beschleunigen, die sich zu jener Zeit innerhalb des Bezirks der Stadt Neapel hinzogen. Die Windstöße, welche zwischen den beiden Seiten der dort befindlichen Mauern daherpfiffen, machten die Wanderung des jungen Burschen und seines armen, belasteten Thiers noch beschwerlicher. Die Bürde des Letzteren war von einer groben Matte bedeckt und lag in zwei großen Körben, die an beiden Seiten des Packsattels hingen. Sie bestand aus dem schwarzen, vulkanischen Sande, welcher in der Nachbarschaft von Neapel so häufig gefun-

den wird. Der junge Bauer hielt endlich ermattet sein müdes Thier an und schauete sich um, ob er das Ziel seiner Wanderung noch nicht erreicht habe. Die grauen Wolkenmassen, welche gemeinhin den Sirocco verkünden, hielten zwar den Mond umzogen, waren aber dennoch nicht dicht genug, als daß seine Strahlen hätten hindurchschimmern und die Gegenstände rund um den jungen Landmann her, nicht wenigstens matt hätten beleuchten können.

Die Mauer zu seiner rechten Hand war niedriger, als die zu seiner linken; sie bildete einen Theil des Gemäuers, welches damals die Stadt von den Vorstädten trennte, und von dem sich noch bis auf den heutigen Tag einige Ueberreste mit ihren niedrigen Thürmen erhalten haben.

Die Mauer zur linken Hand war bedeutend höher, denn sie umschloß mehrere schöne Gärten, welche zu den Palästen des Neapolitanischen Adels gehörten.

Dicht vor ihm stand sein Maulthier, welches seine Schritte gehemmt hatte, so wie es den Stock seines Treibers nicht mehr fühlte und dessen Ruf nicht mehr vernahm. Sein Stöhnen und seine auf und abwogenden Seiten verkündeten, unter welcher schweren Last es seufze.

Der Bursche blickte anfangs um sich mit dem Ausdruck des Schreckens und dann auf sein armes Thier mit dem des Mitleids, während er zu zweifeln begann, ob der versprochene Lohn die Mühseligkeit

vergelten könne, die zu erdulden er sich genöthigt sah. Sein Unmuth wirkte so auf ihn ein, daß er, wäre er nicht so weit von seiner Wohnung gewesen, unfehlbar auf den Verdienst verzichtet haben und wieder zurückgekehrt sein würde. Jetzt aber begnügte er sich nach einer kurzen Rast damit, einen tiefen Seufzer auszustoßen und sein Maulthier mit dem spitzen Stocke aufs Neue anzutreiben. Diese letzte Anstrengung ward auch bald durch den Anblick eines Pförtchens in der Mauer zur linken Hand belohnt, das man ihm als das Ziel seiner Wanderung bezeichnet hatte, und das an einem über demselben befindlichen Bilde des heiligen Januarius erkenntlich war. Er pochte leise an und die Thür ward ihm von einem Mann geöffnet, der am Vormittage den Sand bei ihm beordert hatte. Dieser Mann, dessen Kleidung und Haltung ein Zwischending zwischen Herr und Diener zu beurkunden schien, winkte ihm in den geräumigen Garten zu treten, verschloß leise dann das Pförtchen, steckte den Schlüssel zu sich und gebot ihm, ihm durch eine Cypressen-Allee zu folgen, die zu einem großen Hause führte, aus dessen unterem Fenster ein Lichtschimmer hervordrang. Ungefähr auf dem halben Wege befand sich ein Bassin, in welches das Wasser aus einer von einer Najade gehaltenen Urne sprudelte und hier befahl der Führer dem jungen Bauer, seinem Thiere die Last von dem Rücken zu nehmen.

Während der Letztere schweigend damit beschäftigt

war, gewahrte er fünf Personen, welche aus einem in der Nähe des Bassins befindlichen Gebüsche traten. Ein unerklärliches Gefühl der Furcht veranlaßte Carminello, so nannte sich der junge Bauer, seine Arbeit fortzusetzen, ohne sein Erstaunen zu äußern über das Erscheinen der Fremden, welche unablässig seine Verrichtung mit anschaueten, ohne daß er in der Dunkelheit ihre Züge deutlich zu unterscheiden vermochte. Ihre Kleidung und Haltung schien ihm indeß zu verkünden, daß sie einer höheren Klasse der Gesellschaft, als sein Führer, angehörten, so wie, daß jeder von ihnen einen Degen trug. Einer, der noch stattlicher schien als die Uebrigen, war in einen weiten Mantel gehüllt und schien den Anderen zu gebieten.

Die Matte war jetzt von dem Sande geleert, dieser lag auf einem Haufen neben dem Bassin und der junge Bauer harrte sehnsuchtsvoll, daß er seinen Lohn empfangen und entlassen werden würde. Da aber ließ sich eine tiefe, aufgeregte Stimme, es war die des Mannes im Mantel, fragend vernehmen „wird dieser Sand hinreichen?“ — „Die Hälfte schon wäre genug,“ antwortete in einem ruhigen Tone eine andere Stimme; und der welcher gesprochen, trat in diesem Augenblick hervor und maß mit seiner Hand die Höhe des Sandhaufens. Hierdurch ward Carminello in den Stand gesetzt, ihn genau zu betrachten. Die Gestalt schien jugendlich, seine Gesichtszüge waren einnehmend und regelmäßig.

„So ist jetzt nichts mehr übrig als den Burschen zu bezahlen und ihn fortzuschicken," rief der Mann im Mantel, und auf ein Zeichen, welches er dem Führer Carminellos gab, reichte jener dem jungen Bauer ein Goldstück und schritt mit ihm dem Pförtchen zu, durch welches er ihn eingelassen hatte. Gerade aber als der Führer schon den Schlüssel umdrehen wollte, kam der oben erwähnte jugendliche Fremde hinter ihnen drein gerannt, zog jenen bei Seite, flüsterte einige Augenblicke lang mit ihm und fragte alsdann den jungen Bauer in einem sanften Tone, wie weit er bis zu seiner Wohnung habe.

Carminello, dessen Furcht schon fast gänzlich verschwunden war, fühlte sich jetzt neuerdings ungemein beängstigt, obgleich die Frage an ihn, wie gesagt, in einem weichen Tone gerichtet war. Er entgegnete indessen ohne Zögern: „Meines Vaters Wohnung befindet sich außen, jenseits der Grotte Pausilippo; ich brachte heute Früchte zur Stadt, als dieser Herr hier den Sand bei mir bestellte."

„Das ist ein weiter Weg bis dahin", nahm der Fremde wieder das Wort, „und der Weg in dieser späten Stunde nicht ohne Gefahr; auch scheint Dein Maulthier sehr ermüdet und einiger Ruhe und Nahrung zu bedürfen."

„Ein armer Teufel, wie ich," versetzte der junge Bauer, „der mit leeren Körben heimzieht, und ein armseliges Thier mit sich führt, hat weder bei Tage

noch bei Nacht etwas zu befürchten. Ich bin gewohnt zu jeder Stunde zu wandern und was mein Thier, meine Persischella betrifft, die hat sich längst wieder erholt und würde, wenn ich ihr freien Willen ließe, noch vor mir zu Hause wieder anlangen. Und sollten wir etwa zu ermüdet sein, so können wir in der Vorstadt Chiaja bei meinem Oheim, dem Goldschmid, übernachten."

„Das soll aber nicht geschehen," fiel rasch der Fremde ein, „wir können Dir während des übrigen Theils der Nacht bessere Bequemlichkeit verschaffen; auch werden wir Dir die verlorene Zeit reichlich vergelten."

Ohne erst eine Antwort abzuwarten, erfaßte er den Arm des jungen Landmanns und führte ihn nicht wieder zurück in die Cypressen-Allee, sondern unter ein Weingelände, welches längs der Gartenmauer hinlief, bis es vor einem niedrigen Gartenhause mit flachen Dache und von verfallenem Ansehen endigte.

„Hier," sprach der Führer, „wirst Du ein Bett für Dich, eine Lagerstätte für dein Maulthier und Schutz gegen die Nachtluft finden." — So sprechend stieß er ihn mehr, als er ihn führte, in die Thür mit einer Rohheit, welche zu seiner frühern sanften Rede ungemein contrastirte.

Carminellos natürliche Schüchternheit, ihm eingeflößt durch seinen strengen, wenn auch nicht unfreundlichen Vater, ward jetzt durch diese Handlung der

Willkühr, wo nicht der Tyrannei, auf eine harte Probe gestellt; aber wohl bedenkend, daß ein Widerstand in seiner jetzigen Lage nicht nur nutzlos sein würde, sondern ihm wohl gar eine noch härtere Behandlung zuziehen könne, ergab er sich in das Unvermeidliche; er zog seine Persischella nach sich und hörte wie die Thür von außen verschlossen und verriegelt wurde.

Sein Begleiter trat darauf vor eine vergitterte Oeffnung des Gebäudes und erbot sich ihm Speise und Trank herzubringen, falls er deren bedürfe. Carminello aber lehnte den Antrag ab mit jenem scheinbaren Vertrauen, welches zu zeigen er für rathsam hielt; worauf er seine Schritte verhallen hörte und sich zum ersten Mal in seinem Leben genöthigt sah, die Nacht in der Einsamkeit und der Gefangenschaft hinzubringen. —

Die Beweggründe übrigens, welche die Unbekannten veranlaßten so willkührlich mit ihm zu verfahren, konnten, so sehr er auch nachgrübelte, keine böse Absicht gegen ihn selbst zum Grunde haben, gegen ihn den unbekannten, unbedeutenden Burschen, der sie früher nie gesehen, noch je beleidigt hatte: so daß unser Carminello schon nach den ersten zehn Minuten sich einigermaßen zu beruhigen begann, und den Entschluß faßte, es sich in der Nacht in seiner unheimlichen Lage so bequem wie möglich zu machen.

Das vergitterte Fenster, welches nach dem Garten hinausging, gestattete dem, jetzt von den Wolken-

schichten befreieten Monde, seine Strahlen in seinen dermaligen Kerker hineinzusenden und setzte ihn in den Stand sich zu überzeugen, daß dies frühere Lusthaus, jetzt zu der Werkstatt eines Gärtners umgeschaffen war, denn es lagen dort die Geräthschaften eines solchen umher, als Gießkanne, Hacken, Spaten, Schaufeln u. s. w., auch lag in einer Ecke ein Haufen getrockneter Blätter von türkischen Waizen, welches die Versicherung bestätigte, daß er hier ein Lager und sein vierfüßiger Leidensgefährte Futter finden würde; Beide machten auch sogleich Gebrauch davon.

Wie lange der Schlaf Carminellos gewährt hatte, konnte er nicht beurtheilen, denn er ward durch einen Schall von Schritten nicht neben, sondern über sich erweckt. Er rieb sich die Augen, horchte eifrig hin und überzeugte sich, daß das Geräusch auf dem flachen Dache des Gebäudes stattfinde, auf welchem Jemand dahin schritt. Dies währte nicht lange, denn schon nach kurzer Frist gewahrte er, daß jemand von dem Dache in den Garten kletterte. Carminello glaubte Anfangs, es sei ein Räuber, der sich auf diese Weise in die Besitzung schleiche, bald aber ward er seines Irrthums inne, denn die Riegel wurden zurückgezogen, die Thür wurde geöffnet und ein Fremder trat herein.

Er warf eine Mütze und ein Oberkleid von sich, nahm eine Jacke von der Wand und fuhr mit den Armen hinein, dann lenkte er seine Schritte wieder der Thür zu, als plötzlich eine Bewegung des Maul-

thiers ihn stutzig machte; er schauete forschend um sich und Carminellos Gestalt trat seinen Blicken entgegen. Er trat zu ihm und fragte, wer er sei und was ihn hieher gebracht habe? worauf der junge Bauer ihm mit wenigen Worten erzählte, was sich mit ihm zugetragen. Der Frager schien erstaunt und ließ sich von ihm Alles umständlich wiederholen und genau die Stätte bezeichnen, wo er die Fremden geschauet.

Hierauf folgte eine Pause, während welcher der Fremde nachzusinnen schien; endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, und er erbot sich, Carminello und sein Maulthier zu dem wahrscheinlich nur verriegelten Pförtchen in der Mauer zu geleiten, durch welches er eingelassen worden, und ihn so aus seiner Haft zu befreien. Dieser Vorschlag ward mit Dank angenommen, und sie verließen das verfallene Gartenhaus und schritten unter dem Weingelände dahin.

Als sie aber das Pförtchen erreichten, zeigte es sich, daß dasselbe nicht bloß verriegelt, sondern auch fest verschlossen war, so daß es ganz unmöglich war hinauszugelangen, Carminello hätte denn über die Mauer klettern müssen, dann aber wäre sein armes Maulthier zurückgeblieben und von dem treuen Thiere vermochte er sich durchaus nicht zu trennen. Er gab daher der Vorstellung des Fremden nach, der ihm rieth, eine halbe Stunde allein im Garten zu warten, nach welcher Frist er ihn zuverlässig zu befreien hoffte.

Der Fremde schritt darauf mit ihm wieder zu

dem Gartenhause, er ließ das Maulthier hinein, verriegelte die Thür und führte den jungen Landmann, jedoch auf dunklem Umwege, zu dem Palaste. Vor diesem befand sich eine prachtvolle mit Orangenbäumen geschmückte Terrasse, zu der von dem Gebäude aus mehrere Thüren führten und von welcher man auf zwei Reihen prachtvoller Mormortreppen hinab in den Garten gelangen konnte. Am Fuße einer derselben führte eine Pforte in eine geräumige, wenn auch niedrige unter der Terrasse befindliche Halle.

Hier ließ der Fremde den jungen Landmann eintreten und gebot ihm, dort zu verweilen, versichernd er hoffe ihn in Zeit von einer halben Stunde gänzlich zu befreien. „Aber," fügte er hinzu, „sollte ich bis zu dieser Zeit nicht erscheinen, dann steigt nur dreist zur Terrasse hinauf, und pocht an das einzige Fenster, in welchem Ihr Licht erblicken werdet, ich werde es hören und Euch dort einlassen." So sprechend eilte er die Stufen hinauf, während Carminello kopfschüttelnd in die Halle trat.

Die in der Halle herrschende und mit dem hellen Mondschein contrastirende völlige Dunkelheit überwältigte ihn anfangs; nach und nach konnte er indeß die Gegenstände rund um sich her etwas besser unterscheiden, und er gewahrte nunmehr oben eine kleine runde Oeffnung, welche mit einer Cisterne in Verbindung stand, die nur von einer niedrigen Mauer umgeben war. Eine Kette mit einem Eimer verkündete, daß

dies Behältniß angebracht war, um die Bäume und Pflanzen auf der Terrasse mit Wasser zu versorgen. Auch neben einem der Pfeiler, welche die Terrasse trugen, entdeckte er eine kleine Oeffnung und durch diese konnte er in die zum Palaste führende Cypressen-Allee blicken. Zwischen derselben und dem Hause aber befand sich noch ein offener Raum, der jetzt vom Monde hell beleuchtet wurde.

Als der junge Landmann so dastand und mit unruhigem Gemüth den Platz überschauete, gewahrte er plötzlich fünf Personen, welche aus der dunkeln Cypressen-Allee hervortraten. Sie näherten sich mit langsamen Schritten dem Hause, bildeten vor der Terrasse fast eine regelmäßige Linie, ein jeder von ihnen hielt mit der einen Hand ein langes Seil gefaßt, während jeder in der andern Hand einen Degen trug.

Carminello überzeugte sich sofort, daß diese geheimnißvollen Gestalten dieselben Personen waren, mit denen er früher in diesem für ihn so verhängnißvollen Garten zusammengetroffen war, und sein Schrecken ward durch diese Ueberzeugung nur noch mehr gesteigert.

Die tiefste Stille herrschte rings umher, so daß der junge Mann nichts vernahm, als das ängstliche Pochen seines Herzens. Unterdessen war die halbe Stunde fast vergangen, und Carminello hoffte mit jedem Augenblick, daß sein Befreier zurückkehren werde. Dieser erschien indeß nicht, und da er dem Gebote des Letztern, sich nach Ablauf dieser Zeit auf die Terrasse

zu begeben, mittelst der außerhalb der Halle befindlichen Marmorstufen, nicht Folge leisten konnte, ohne von den grauenvollen Unbekannten bemerkt zu werden, sann er auf ein Mittel, auf andere Weise hinaufzugelangen. Endlich fiel es ihm ein, daß er dieses vielleicht durch die Vermittelung der früher erwähnten Cysterne bewerkstelligen könne. Er sprang auf das niedrige Gemäuer, welches sie umgab, erfaßte die herabhängende Kette und schwang sich durch dieselbe glücklich hinauf durch die Oeffnung auf die Terrasse. Die Läden der Fenster waren sämmtlich geschlossen, nur durch einen derselben, der ihn am nächsten war, schimmerte ein schwaches Licht, hinter einem seidenen Vorhange.

Carminello pochte leise an das Fenster, es ward sogleich geöffnet und der junge Landmann schwang sich hinein; fand aber in dem Gemache, wie er gehofft hatte, seinen menschenfreundlichen Führer nicht, sondern zwei weibliche Gestalten, welche, trotz der Bereitwilligkeit, womit sie das Fenster geöffnet hatten, bestürzt schienen. Eine Lampe stand auf einem marmornen Tisch, und an demselben saß das jüngste der beiden Frauenzimmer; das andere, offenbar die Dienerin, welche das Fenster geöffnet hatte, trat mit dem Ausdruck der Bestürzung zu ihrer Gebieterin zurück. Die Herrin fragte, ob dies der junge Mann sey, der in der Halle gewartet habe, worauf Carminello eine bejahende Antwort gab. „Habt Ihr den getroffen,

auf den Ihr gewartet?" fragte die Dame weiter, „hat er Euch nicht benachrichtigt, daß" — — — „Ich sah ihn nicht wieder," erwiderte rasch der junge Mann, und ihm fiel ein, daß während er sich an der Kette heraufgeschwungen, sein Führer sich vielleicht über die Stufen hinabbegeben habe.

„Er begab sich zu Euch," fuhr die Dame fort, „er hatte uns erst so eben verlassen, so daß wir glaubten, er sei es, welcher pochte, sonst würden wir das Fenster nicht geöffnet haben. Was führte Euch hierher?"

„Ich wollte ihn vor Gefahr warnen," versetzte Carminello, „doch horcht" — die Dame fuhr von ihrem Sitze empor, in dem Garten ließ sich wirklich ein unbestimmtes Geräusch vernehmen, sie rang ihre Hände, wie in Todesangst, „ach, meine Ahnung," jammerte sie, „barmherziger Gott, soll dein Zorn den Schuldigen treffen, so laß Dein Schwert auf mein Haupt fallen," so sprechend sank sie vor einem elfenbeinernen Crucifix auf ihre Kniee nieder.

Nach wenigen Augenblicken erhob die Dame sich wieder, eilte zu dem, noch immer am Fenster stehenden jungen Mann, und fragte, „ist es zu spät, ihn zu retten? Habt Ihr keine Waffen, ihn zu vertheidigen? Wir sind hier unserer drei; sollten nicht unsere Gegenwart, unser Jammer, unsere Bitten, die That verhindern?" und mit Heftigkeit stieß sie den Fensterladen auf, und schickte sich an, den jungen Mann,

mit sich hinanszuziehen, wobei sie ihrer Dienerin winkte zu folgen. Ein plötzliches Pochen an die Thür aber, die in das Innere der Palastes führte, unterbrach sie in ihrem Vorhaben. Die Dienerin blickte ihre Gebieterin an, so als ob sie frage, ob sie öffnen solle; die Herrin machte ein verneinendes Zeichen, da aber ward das Pochen wiederholt und eine klare, wohlklingende Stimme rief: „Donna Francesca wolle die Thür einem Freunde öffnen.“

„Es ist Pater Fabiano, Euer Beichtiger,“ flüsterte Vitangela, die Zofe, 'während ihre Herrin fortwährend verneinend den Kopf schüttelte. „Eure Zofe hat Euch noch nicht verlassen,“ fuhr die Stimme fort, „Ihr habt Euch noch nicht zur Ruhe gelegt, öffnet mir also die Thür. Ich beschwöre Euch, Fabiano, Euer Freund, Euer Beichtiger bittet Euch darum, er hat Euch Dinge von äußerster Wichtigkeit mitzutheilen.“

Auf ein Zeichen ihrer Gebieterin erwiderte die Zofe. „Meine Herrin, ehrwürdiger Vater, entkleidet sich so eben und darf zu dieser Stunde Niemand empfangen als ihren Gemahl, den Prinzen.“

„Ich komme mit seinem Vorwissen,“ erwiderte der Priester, „er befiehlt Euch mir zu öffnen.“

„Wie kann das sein, da Sr. Excellenz sich auf dem Wege nach Benevento befindet?“ fragte Vitangela.

„Er ist zurückgekehrt,“ entgegnete der Priester, „also öffnet, er läßt es Euch durch mich befehlen.“

Die beiden Frauen wechselten mit einander Blicke, welche verkündigten, daß man nachzugeben sich genöthigt fühle. Die Dame näherte sich der Thür, während ihre Zofe den jungen Menschen sanft hinausschob auf die Terrasse, wobei sie ihm zuflüsterte: „Verbergt Euch im Garten, wenn Ihr vor Tagesanbruch nicht entfliehen könnt, so werde ich Euch alsdann aufsuchen, und Euch nach Möglichkeit zu Eurer Flucht behülflich sein; sollte es Euch aber gelingen, früher zu entfliehen, so harret meiner zwei Stunden vor Sonnenuntergang bei der Porta Capuana, denn ich muß Euch wiedersehen; unterdessen seid verschwiegen wie das Grab, wenn Euch anders Euer Leben lieb ist.“ —

Das so eben Erzählte fand in so kurzer Zeit statt, daß der junge Landmann, als er sich wieder auf der Terrasse vor dem geschlossenen Laden befand, fast glaubte, er habe nur geträumt, so bestürzt stand er eine kurze Zeit lang da. Bald aber sah er die Nothwendigkeit ein, sich wieder zu verbergen, er glitt an der Kette wieder hinab in die Halle und suchte seinen früheren Standpunkt an dem Pfeiler wieder zu finden, welches ihm indeß sehr schwer ward, da der Mond jetzt gänzlich verschwunden war.

Nach und nach verglimmten auch die Sterne und das im Osten empordämmernde Morgenroth ließ ihn alle Gegenstände des Gartens genauer überschauen; sie stiegen wie aus einem Nebel vor ihm empor. Er gewahrte alles, das Bassin, die Cypressen-Allee und

das an Ende derselben befindliche Pförtchen, durch das er Einlaß erhalten hatte und das halbgeöffnet stand.

Kein Blatt regte sich, kein Laut störte die Stille der Einsamkeit, die vor ihm ausgebreitet dalag. Die Aussicht zur Flucht, die sich ihm jetzt zeigte, war zu lockend, als daß er diese nicht hätte versuchen sollen. Er schlich sich demnach so dicht als möglich zu den Bäumen hin und gelangte glücklich bis zu dem Bassin, wo noch ein kleiner Haufen von Sand lag, den er hergebracht hatte; auch zogen mehrere zerstreut umherliegende Stücke von grober Leinewand seine Aufmerksamkeit auf sich; sie hatten eine längliche Form, und da einige derselben sich an dem einen Ende geöffnet zeigten, so sah der junge Landmann, daß sie mit dem von ihm hergebrachten Sande gefüllt waren.

Noch bei derselben Stelle schien der Lavendel und Roßmarin niedergedrückt und abgebrochen, so als ob ein schwerer Körper darauf geruht hatte, auch waren auf dem das Bassin umschließenden Gestein frische Blutflecken sichtbar, während das sonst klare Wasser hier etwas trübe war, so als ob etwas hineingeworfen worden.

Carminello's ängstliche Ungeduld verhinderte ihn daran, mehr als einen flüchtigen Blick dorthin zu werfen; dennoch aber machte das, was er geschaut, einen furchtbaren Eindruck auf ihn, und trug noch dazu bei, seine Schritte noch mehr zu beschleunigen. Das Pförtchen stand wirklich geöffnet, und der junge Landmann

eilte also nach dem Gartenhause, dessen Thür gleichfalls von außen nur verriegelt war, seine Persischella befand sich wohlbehalten dort, die Mütze und das Wamms des Fremden aber waren verschwunden. Carminello gelangte darauf glücklich mit seinem Thiere aus dem Pförtchen hinaus, schwang sich auf dessen Rücken und trabte mit leichtem Herzen der väterlichen Wohnung zu, so schnell es der schlechte Weg gestattete.

Fast zehn Stunden waren seit seiner Rückkehr zum väterlichen Heerde vergangen, welche der müde Bursche fast gänzlich mit Schlafen verbrachte. Sein Vater, der daran gewöhnt war, daß sein Sohn zu unbestimmten Stunden heimkehrte und hocherfreut über das Goldstück, welches ihm jener pünktlich abgeliefert, fragte nicht weiter nach der Ursache seines längeren Ausbleibens, und gönnte ihm die längere Ruhe, die er redlich verdient hatte.

Nachdem der junge Bursche endlich sein Lager wieder verlassen, und sein einfaches Mahl eingenommen hatte, belud er seine Persischella mit Wassermelonen und trieb sie auf den Markt, von wo er, nachdem er seine Waare verkauft hatte, durch die Porta Capuana den Heimweg wieder antrat. Obgleich er der Begebenheiten der letzten Nacht fast nur noch wie eines Traumes gedachte, so hatten doch manche Einzelheiten derselben so mächtig auf ihn eingewirkt, daß er sich der kleinsten Umstände noch vollkommen erinnerte.

Als Carminello sich jetzt der Porta Capuana nä-

herte, gedachte er, wie die Dienerin in dem verhängnißvollen Palaste ihn gerade zu dieser Stunde hierher beschieden habe und fast in demselben Augenblick gewahrte er in seiner Nähe ein junges als Bürgermädchen gekleidetes Frauenzimmer, welches bedeutungsvoll die Augen auf ihn richtete und in dem er die oben erwähnte Zofe erkannte. Sie näherte sich ihm und da sonst gerade Niemand in der Nähe war, befragte sie ihn ohne Weiteres, auf welche Weise er aus dem Garten gelangt sei, so wie über alles was mit seinem Aufenthalte darin in Verbindung stand. Er erzählte ihr ehrlich alles was sich mit ihm zugetragen; sie bat ihn darauf ihr zu folgen, da auch sie ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Carminello schickte sich an ihr zu folgen, denn die Neugierde trieb ihn an über die Begebenheiten der Nacht etwas Näheres zu erfahren, und schon hatten sie eine Strecke Weges zurückgelegt, als plötzlich ein Zusammenströmen von Menschen, aus deren Augen Erstaunen und Schrecken sprachen, ihre Aufmerksamkeit rege machte. Unwillkührlich wurden Carminello und seine reizende Begleiterin von der Menschenmenge mitfortgerissen, die sich dem dunklen Bogengange zu wälzte, durch welchen man in das weitläufige Gebäude gelangt, das von Peter von Toledo erbaut worden war. Dasselbe vereinte in sich die Säle für das Criminalgericht und die Kerker für die Missethäter, und wird noch jetzt wie damals die Vicaria genannt.

Die lange Reihe vergitterter Fenster, welche sich längs dem unteren Theile der Mauer hindehnt, zeigte bleiche verwelkte Gesichter, welche entweder das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nahmen, oder ein schmerzliches Gespräch mit ihren Anverwandten führten. Hier gewahrte man auch Bettelmönche, Lastträger, Fischer, lahme und blinde Bettler und halbnackte Kinder, welche sich in dem heißen Sande umher wälzten. Der größte Anziehungspunkt für die Menge aber war ein großer, vor der Eingangspforte stehender Pfeiler, la colonna della Vicaria geheißen, an welchen diejenigen Verbrecher, die zur Ausstellung oder öffentlichen Auspeitschung verurtheilt waren, gebunden und an den auch die Urtheilssprüche des Criminalgerichts angeschlagen wurden.

Erst aber als unsere beiden Wanderer dieser Stätte ganz nahe gebracht waren, gewahrten sie was dieser Stelle gerade jetzt einen besonderen Zulauf verschaffte. Dies war ein halbnackter menschlicher Körper, der an den Pfeiler gebunden war; er war sichtlich der eines kräftigen, jungen Mannes, aber der Kopf fehlte, er war, wie die Menge sich unter einander zuflüsterte, nicht aufgefunden worden. Ein rother Streif am Halse verkündete, daß er vom Rumpfe getrennt wurde. „Wie ich Euch sage," rief eine alte Frau, „die Nachtwache fand ihn diesen Morgen an der Stadtmauer, in der Nähe von St. Anello."

„Nein, nein," bemerkte ein Bäcker, „der Leich-

nam ward in der Nähe des Leuchthauses an's Ufer geworfen."

„Das kann nicht sein, der Körper wäre sonst mehr entstellt," versetzte ein Barbier. Der Kopf muß mit einem scharfen Rasirmesser vom Rumpfe getrennt worden sein."

„Der Himmel sei seiner Seele gnädig," betete eine Frau, „gewiß ist er ohne den Beistand unsrer heiligen Kirche hinüber gegangen."

„Wie lange wird der Leichnam ausgestellt bleiben?" nahm die alte Frau wieder das Wort.

„Bis Sonnenuntergang," antwortete ein Macaronihändler, „ist er bis dahin nicht erkannt, so wird man ihn einscharren." —

„Doch nicht etwa in geweihte Erde," fuhr die Alte fort, „das wäre ja unerhört!"

Während dieses Gesprächs waren Vitangela und ihr Begleiter so nahe an den Pfeiler gedrängt als es die dort aufgestellten Soldaten und Sbirren nur irgend gestatteten. Carminello hatte seine Blicke ängstlich von dem schaudervollen Schauspiel abgewandt; Vitangela aber hielt ihren Blick fest auf den Leichnam gerichtet und schien dabei in schmerzliches Nachdenken versunken. Plötzlich aber begann sie heftig zu zittern, ihre Wange erblaßte, sie erfaßte den Arm ihres Begleiters und flüsterte: „Laßt uns gehen, nur fort von hier! Ich habe schon genug — ja vielleicht zu viel geschauet! — Doch halt, betrachtet doch einmal den Körper, ent-

deckt Ihr an der linken Seite kein auffallendes Merkmal an demselben — meine Augen haben sich geirrt!"

Carminello richtete seine Blicke auf den Leichnam und entgegnete nach einer kurzen Pause: „Ich glaube auf der linken Brust ein Mal, wie ein Veilchen gestaltet, zu bemerken." —

„Genug, schon genug," fuhr Vitangela fort, „laßt uns nur von hinnen eilen!" Und rasch zog sie den jungen Bauer mit sich fort durch die Menge bis sie in ein enges Seitengäßchen gelangten.

„Junger Mann," begann sie jetzt, „wir kennen uns erst seit kurzer Zeit, aber ich fühle, daß ich Euch vertrauen muß, um den einzigen Beistand zu erhalten, der jetzt noch" — hier zitterte ihre Stimme und sie weinte bitterlich. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Ihr waret bereit einem Unglücklichen zu helfen, sein Schicksal aber war im Himmel besiegelt. Kann ich auf Euren Beistand für eine zweite Unglückliche rechnen?" Als Carminello mit seiner Antwort zögerte, fügte sie dringender hinzu: „Ihr braucht keine Gefahr zu fürchten; Eifer und Vorsicht ist Alles was ich von Euch begehre."

Der junge Mann versprach, von ihrem sichtbaren Schmerze sehr bewegt, zu thun was sie von ihm begehren würde; eine Versicherung, welche auf Vitangela wohlthätig einzuwirken und ihr ihre Kräfte wiederzugeben schien. Sie zog ihren Begleiter rasch mit sich fort durch mehrere enge Straßen und Gänge bis sie

den Platz, Largo del Castello genannt, erreichten, wo einige Schritte mehr sie vor den damals vom Vicekönige bewohnten, königlichen Palast brachten. Der, welcher zu jener Zeit dieses hohe Amt bekleidete war der Herzog von Alba, Enkel jenes Edelmanns, der in der Geschichte der beiden früheren Regierungen wegen seiner Tapferkeit, seiner Talente und seiner Strenge berühmt geworden ist. Sein eben erwähnter Abkömmling besaß keine dieser Eigenschaften, aber er hatte dagegen andere entfaltet, die, wenn auch weniger glänzend, doch mehr berechnet waren, den Beifall seiner Oberen mit der Dankbarkeit derjenigen zu vereinen, die er zu regieren bestimmt war und denen seine Verwaltung bis jetzt lieb geworden war, der allen Klassen gleiche Gerechtigkeit widerfahren ließ, und der Tyrannei eines ungezügelten Adels Schranken setzte.

Zwei spanische Schildwachen standen an der Eingangspforte des Palastes und widersetzten sich dem Eintritt unserer beiden Abentheurer, indem sie auf derbe Weise fragten, wer sie wären und was sie hier zu suchen hätten. Vitangela erwiderte ohne zu zögern und ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen, daß sie dem Vicekönig selbst etwas vorzutragen habe.

„Es ist heute nicht der Tag der Audienz,“ antwortete einer der Soldaten, „Ihr müßt Euch bis zum nächsten gedulden und Eure Namen zu diesem Endzweck von seinem Secretair notiren lassen.“

„So muß ich das sogleich bewerkstelligen,“ sprach

Vitangela, der andere Trabant aber legte die Hellebarde zwischen sie und Carminello und rief: „Der Herr Secretair wird einem jungen hübschen Gesicht, wie Ihr seid, eine Audienz gestatten, aber ich glaube nicht, daß er dieselbe auch auf Euren bäurischen Begleiter und seinen vierfüßigen Gefährten ausdehnen wird.“ —

Vitangela bat flüsternd den jungen Bauer in einiger Entfernung ihrer zu harren; sie verschwand darauf in dem gewölbten Eingange, nachdem sie sich von der Schildwache die Wohnung des Secretairs hatte bezeichnen lassen; der junge Landmann aber zog sich auf den Platz zurück und wartete dort ihrer Rückkehr.

Bald darauf verkündeten Trompeten- und Paukenschall die Annäherung des Vicekönigs, welcher in einer der Hauptkirchen einer religiösen Ceremonie beigewohnt hatte. Die schwerfällige Karosse, der ein Detaschement bewaffneter Arquebusirer vorritt, und die mit acht andalusischen Rossen bespannt war, bewegte sich langsam durch die Straße Toledo, dem Palaste des Vicekönigs zu. Die vergoldeten Räder rollten hinein in den gewölbten Eingang, während die Wachen die militairischen Honneurs machten und der Jubel des Volks dem Vicekönig verkündete, wie sehr er verdientermaßen dessen Liebling sei.

Einige Augenblicke darauf gewahrte Carminello, wie seine reizende Gefährtin sich ihm näherte, begleitet

von einem Manne, dessen schwarzer Anzug ihn als einen Thürsteher in den innern Gemächern bezeichnete. Sie geboten ihm, ihnen in den Palast zu folgen, worauf er sein Maulthier unterdessen der Sorgfalt eines vor der Pforte stehenden Lazaroni übergab und mit ihnen zur Verwunderung der Schildwachen durch den gewölbten Eingang in die Residenz des Vicekönigs trat.

Hier wollen wir ihn und seine hübsche Gefährtin vor der Hand verlassen, um unsere geschätzten Leser nach dem Garten zu führen, in dem Carminello jene verhängnißvolle Nacht verbracht hatte und auf den nunmehr die Dämmerung sich herabzusenken begann. Die Dame, welche als die Heldin dieser Geschichte betrachtet werden kann, und die Herrin dieses Palastes war, schritt auf der Terrasse auf und ab, während die Thür ihres Zimmers offen stand. Ihr bleiches, schwermüthiges Gesicht verkündete, daß sie in tiefes Nachdenken versunken war. Sie trug denselben Anzug wie in der vergangenen Nacht, ihre Kopfbedeckung war dieselbe und dieses wie ihr eingesunkenes Auge bezeugten, daß sich kein Schlaf auf sie herabgesenkt habe. Endlich nachdem auf diese Weise eine Viertelstunde vergangen war, stieg sie die Marmorstufen der Terrasse hinab und näherte sich dem Bassin. Dann ließ sie sich auf einem Marmorsitz nieder, dem Anschein nach kaum wissend was sie that. Ihr Auge schweifte von dem der Urne der Najade entströmenden Quell zu der ru-

higen Oberfläche des Wassers, aber sie schien sich nicht mit den äußern Gegenständen zu beschäftigen, sondern nur ihren Gedanken nachzuhängen.

Die Begebenheit der letzten Nacht, über denen noch Zweifel und Ungewißheit ausgebreitet lagen, verkündeten ihr eine düstere Zukunft, und eine furchtbare Ahnung flüsterte ihr zu, daß sie, so jung sie auch noch war, im Begriff stand die einzige Empfindung einzubüßen, welche ihrem trüben monotonen Leben noch einigen Werth verleihen konnte. Sie fühlte, daß ein Sturm alles geknickt habe, was ihr von irdischer Glückseligkeit noch übrig war, und obgleich die Ursache des Schiffbruchs ihr noch unbekannt war, sagte ihr Herz ihr dennoch, daß dieser Schiffbruch vollständig sei; und so saß sie da in verzweiflungsvoller Regungslosigkeit, so als harre sie, daß die letzte Welle sie vernichten würde, wie sie bereits alles was sie liebte vernichtet hatte.

Der Schall nahender Schritte weckte sie aus ihrer Apathie. Sie hob den Blick und gewahrte, wie sich von dem Palaste her ihr Gemahl nahte, begleitet von ihrem Bruder und drei seiner Anverwandten, welche fast ausschließlich den Cirkel ihrer Geselligkeit bildeten. Er trat mit ernstem Wesen auf seine Gemahlin zu, welche sich von ihrem Sitze erhoben hatte. „Euer Beichtvater, Donna Francesca, wird Euch auf meinen Befehl benachrichtigt haben, daß dringende Geschäfte mich gezwungen haben, meine Reise nach Benevento

zu verschieben, welche ich daher erst in dieser Nacht antreten werde. Wir werden auf einige Zeit getrennt sein und Euer Bruder und meine Verwandte sind gekommen, sich von Euch zu beurlauben."

„Ich hoffe doch, Ew. Excellenz," sprach Donna Francesca, „es wird mir gestattet sein, mich während Eurer Abwesenheit wie früher bei solchen Gelegenheiten, der Gesellschaft des einzigen Verwandten zu erfreuen, den ich besitze, mein Bruder bleibt doch in Neapel?"

„Ganz gewiß," rief der Letztere, indem er vortrat und seine Schwester umarmte, „jetzt mehr als jemals, meine theure Schwester, ich werde den ganzen Tag nicht von Deiner Seite weichen."

„Ich bin auch weit entfernt," entgegnete der Prinz in demselben kalten Tone, „ein so schuldloses Beisammensein zu beschränken, wenn Ihr, Don Hector Pignatelli, zu diesem Euch hingezogen fühlt."

„Ich erklärte Euch bereits, daß meine Gefühle in dieser Hinsicht sich nie verändern würden," rief Don Hector lebhaft, „Francesca wird des Trostes bedürfen, und wer könnte ihr denselben besser spenden, als ich? Wir sind die letzten Abkömmlinge unseres Stammes und wir müssen uns in Zukunft mehr lieben, als bisher."

Er schloß sie auf's Neue in seine Arme, küßte ihre Stirn und wischte die Thränen hinweg, die aus ihren Augen perlten, dann fuhr Don Hector fort:

„Beruhige Dich, meine gute Schwester, Du bist bleich, Du bist erschöpft," und er setzte sich neben sie auf die Marmorbank.

„Die Prinzessin hat nicht geschlafen," nahm ihr Gemahl das Wort, „sie hat den größten Theil der Nacht im Gebet und frommen Gespräch mit Pater Fabiano verbracht; die geistige Erhebung aber, die ihr dadurch geworden, wird bei ihr die körperliche Erschöpfung aufwiegen." Er nahm alsdann an ihrer anderen Seite Platz und bat seine drei Verwandte, sich auf eine Bank ihnen gegenüber zu setzen. Eine Pause trat nun ein, während welcher der Prinz mit seinem elfenbeinernen Stock Figuren in den Sand zeichnete. Francescas Hand ruhte noch immer in der ihres Bruders, während dieser mit schmerzlicher Zärtlichkeit ihre bleiche Wange betrachtete, die zu ihren rabenschwarzen Locken einen auffallenden Contrast bildete.

„Ich werde eine Stunde nach Einbruch der Nacht abreisen," begann endlich der Prinz wieder, „der Mond wird meine Reise begünstigen, die Nacht wird kühler werden als die vergangene, es wird kein Sirocco wehen;" er blickte bei dieser Rede bedeutungsvoll auf seine Verwandten.

Eine zweite Pause erfolgte, welche neuerdings durch den Prinzen unterbrochen wurde. „Ich habe Befehl gegeben," sprach er zu seiner Gemahlin gewandt, „das Abendessen in einem Zimmer aufzutragen,

das an das Eurige grenzt. Ihr werdet uns gestatten in Reisekleidern zu erscheinen, und unsere Waffen mit zu bringen.“

Die Prinzessin neigte langsam ihr Haupt als Zeichen der Bewilligung, erhob aber ihr Auge nicht von dem Gewässer des Bassins.

„Es scheint mir, Donna Francesca,“ begann der Prinz auf's Neue, daß Eure einsame und zurückgezogene Lebensweise Euch zur Naturforscherin gemacht hat, so aufmerksam scheint Ihr die in dem Wasser schwimmenden Goldfischchen zu betrachten. Dies Bassin und die Quelle, welche demselben Nahrung spendet, wurden von meinem Oheim dem Prinzen von Acaja angelegt, der es sich gewiß nicht träumen ließ, daß sie für seine Nichte dermaleinst eine solche Anziehungskraft haben würden. Das Bassin ist seit jener Zeit niemals geleert, niemals gereinigt worden, wie wäre es, wenn wir vor unserer Abendmahlzeit das Wasser ablaufen ließen, und einmal untersuchten, was auf seinem Grunde liegt? Wer sagt uns, ob wir nicht irgend einen Schatz entdecken, den ein Ungeheuer der Tiefe aufbewahrt? Und schnell an einen eisernen Ring drehend, der sich an der das Bassin umgebenden Mauer befand, hörte die Quelle aufzufließen. Dann zog er auf der entgegengesetzten Seite an einem zweiten Ringe und schnell leerte sich das Bassin in eine unten angebrachte Oeffnung.

Hector blickte unwillig auf ihn und sprach:

„Wahrlich ein solcher Zeitvertreib ist schlecht für diese Stunde geeignet.“

„Wie so, mein Bruder?“ fragte der Prinz, „auf jeden Fall werden wir leckere Fische zur Abendmahlzeit bekommen.“ Und mit einem histerischen Lachen durchstach er drei der schönsten Goldfische, die sich bei dem sinkenden Wasser vor ihm gesammelt hatten und schleuderte sie zu den Füßen seiner Gemahlin. Diese empört und erschreckt von der Veränderung in dem Benehmen ihres Gatten, sprang rasch von ihrem Sitze empor, legte ihren Arm in den ihres Bruders und schickte sich an, mit ihm in den Palast zurückzukehren. Auf ein Zeichen des Prinzen aber vertraten ihm schnell seine Verwandten den Weg, während der Erstere seine Gemahlin auf rohe Weise zurückzog, mit seinem Degen fortwährend in das abströmende Wasser schlug und mit vor Zorn fast erstickter Stimme ausrief: „Was sehe ich dort, Madame, blickt her, das Wasser wird trübe und finster, wie die Quelle der Schuld, aber was ist das? Sollten wir wirklich einen Schatz finden. Blicken Sie doch her, Prinzessin, es ist etwas Menschliches, doch kein Leben darin, schauet her! So war ich ein Cavalier bin, da sind schön gekräuselte Locken, eine hohe Stirn mit dunklen Augenbraunen, Lippen, welche vielleicht früher die Rose beschämten, jetzt aber veilchenblau sind.“

Francesca klammerte sich schaudernd an ihren Bruder und wollte ihren Arm ihrem Gatten entziehen.

Jedoch vergebens, ihr Gemahl hielt sie mit eiserner Hand gefaßt und zog sie noch näher zum Rand des Bassins. „Schauet hinab, Prinzessin," kreischte er mit krampfhaften Lachen, „schauet hinab. Dieser vom Todeskrampf verzerrte Mund hat dereinst vielleicht eine schöne Hand geküßt, schön wie die Eurige; diese starren Augen haben sich vielleicht an schönen Augen geweidet, wie die von Donna Francesca. In diesem Todtenschädel wurden vielleicht feurige Hoffnungen von einer frechen Leidenschaft geweckt. Vielleicht kann die Tochter des Grafen von Orla, ein Abkömmling des Geschlechts der Pignatelli, die Gemahlin des Leonardo Tocco, die Pinzessin Acaja darüber Auskunft geben!" Bei diesen Worten erfaßte er den Todtenkopf bei den Locken und schleuderte ihn zu den Füßen seiner entsetzten Gemahlin.

Francesca stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, barg ihr Antlitz an der Brust ihres Bruders und hielt ihn fest umklammert. Hector trug sie sanft wieder zu der Marmorbank, auf welche sie niedersank, während sie ihre Augen mit ihren Händen bedeckt hielt und krampfhaft seufzte, und ihr Bruder zu dem Prinzen gewandt, in einem zornigen Tone sprach: „das war gegen unsere Verabredung gehandelt; Eure Leidenschaft treibt Euch über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus; meine Schwester soll nicht auf solche Weise gekränkt werden; ihre Strafe ist ohnehin schon hart genug."

„So mag es darum sein,“ entgegnete der Prinz, indem er das entstellte Haupt, mittelst eines Stoßes seines Fußes, wieder zurück in das Bassin schleuderte. Neuerdings trat eine Pause ein, worauf die ganze Gesellschaft langsam dem Palaste zuschritt. Hector führte seine Schwester, deren schwankender Gang und eiskalte in der seinigen ruhenden Hand den Eindruck beurkundete, den die so eben stattgehabte Scene auf sie hervorgebracht hatte; sie hatte ihre Augen geschlossen, als ihr grausamer Gemahl jenen furchtbaren Gegenstand vor sie hinschleuderte; aber ihr Herz sagte ihr nur zu deutlich, worauf er ihre Blicke richten wollte, und das bleiche, ihr wohlbekannte Haupt, schwebte mit den vom Tode verzerrten Zügen unabläßig vor ihrer Phantasie; trotz diesem allen aber raffte sie ihre Seelenkraft zusammen und langte dem Anscheine nach ziemlich ruhig in ihrem Gemache an. Ihr Gemahl folgte ihr mit ihren Verwandten dorthin, und deutete dort auf das angrenzende Gemach, in welchem die von silbernen Armleuchtern erhellte Abendtafel bereitet war; Hector aber nahm das Wort und sprach:

„Unter den obwaltenden Umständen scheint es mir, als könne man es der Prinzessin erlassen, heute bei der Tafel Ew. Excellenz zu erscheinen; auch ich muß auf diese Ehre verzichten, ihr Körperzustand ist bedeutend angegriffen, es ist ärztliche Hülfe nothwendig,“ und so sprechend führte er Francesca zu einem mit sammtenen Kissen bedeckten Sopha.

„Geistiger Beistand,“ rief der Prinz in einem ironischen Tone, würde ihr, glaube ich, bei ihrem Leiden, nützlicher sein; auch scheint es mir, daß eine Frau sich nicht weigern soll, bei der Tafel ihres Gemahls zu erscheinen, zumal wenn dieses der letzte Befehl ist, den sie von ihm zu empfangen hat; das Mahl wird nur kurz sein, meine Pferde stehen gesattelt, es ist bereits völlig dunkel geworden und der aufsteigende Mond wird mich in weniger denn einer halben Stunde abrufen.“

„Prinz,“ entgegnete Hector in einem ernsten Tone, „Ihr habt bereits die Grenzen unserer Verabredung weit überschritten; dieselbe bestimmte die gerechte Strafe für ein freches ungesetzliches Vorhaben. Jene Strafe ist vollzogen, jetzt aber ersuche ich Euch, nicht weiter zu gehen.“

„Erzürne Dich nicht,“ nahm jetzt Francesca das Wort, indem sie sich von ihrem Ruhebette erhob. „Es ist nicht meine Absicht mich dem Befehle meines Gemahls zu widersetzen, hier oder dort,“ fügte sie hinzu, indem sie ihre Hand gegen ihre Stirn drückte, „es gilt Alles gleich;“ so sprechend zog sie ihren Bruder in das Nebengemach, in welchem sie auf den der Thür zunächststehenden Sessel niedersank; ihr Bruder stellte sich neben sie, der Prinz that dasselbe an der andern Seite und die drei Vettern nahmen ihnen gegenüber Platz. Die anwesenden Diener füllten die Becher mit Wein und reichten Jedem der Gesellschaft

einen derselben, Alle tranken bis auf Francesca und ihren Bruder; eine tiefe Todtenstille herrschte dabei im Gemach; endlich nahm der Prinz das Wort und forderte seine Gemahlin auf, seinem Beispiel und dem seiner Vettern zu folgen, Francesca schüttelte ihren Kopf ohne etwas zu antworten, da wurden plötzlich draußen eilige Schritte und ein Gemisch von Stimmen vernehmbar. „Was für ein Lärm ist das,“ fragte der Prinz zornig, zu einem der Diener gewandt, „habe ich nicht auf das Strengste geboten, daß man uns ungestört lassen soll; ward meinem Befehle nicht Folge geleistet, wurden die Eingangspforten nicht verschlossen?“

„Doch, Ew. Excellenz,“ erwiderte der Diener, „die Nebenpforte, bei der die Pferde Ew. Excellenz warten, ist gleichfalls verschlossen, Euer Stallmeister harrt dort Eurer mit dem Schlüssel; es ist unmöglich, daß weder von der Hauptstraße, noch von dem Seitengäßchen Jemand hereingekommen sein kann.“

„Was für ein Lärm ist es denn?“ fragte der Prinz weiter.

Noch bevor eine Antwort gegeben werden konnte, öffnete sich die Thür des Nebengemachs und herein stürzte Vitangela, vergebens zurückgehalten von dem Haushofmeister, der sie verhindern wollte einzutreten. Sie warf sich zu den Füßen ihrer Gebieterin nieder, umklammerte ihre Kniee und rief: „Die heilige Jungfrau sei gelobt, meine theure Herrin ist jetzt gerettet.

Ich kam nicht zu spät; — doch sprecht, sprecht diese Todtenblässe! Sprecht, Ihr habt doch nicht etwa von diesen Speisen, diesem Wein gekostet? „Mit diesen Worten erfaßte sie die silbernen Schüsseln und den Becher und schleuderte sie auf den Boden hin.“

„Wahnsinnige Thörin!“ rief der Prinz, indem er heftig von seinem Sitze emporsprang; „Du vergißt wer Du bist, fort mit Dir, wenn Dir anders Dein Leben lieb ist.“

„Ich fürchte nichts, selbst Eure mörderische Hand nicht,“ rief lebhaft die treue Zofe, indem sie die Kniee ihrer Gebieterin umklammerte, „habe ich doch meine unglückliche Herrin gerettet.“

Der Prinz zog zornig die Stirn in Falten; er gebot allen Dienern das Zimmer zu verlassen, und alle Pforten des Palastes streng zu bewachen; zugleich wiederholte er seinen Befehl: zu sorgen, daß seine Pferde jeden Augenblick bereit ständen. — . .

Sobald die Diener sich durch das angrenzende Gemach entfernt hatten, verschloß der Prinz die Thür desselben, steckte den Schlüssel zu sich und winkte seinen Verwandten, welche aufstanden und sich neben ihn stellten, während er zu seiner Gemahlin gewandt, in einem kalten Tone sprach: „Francesca, wir sehen uns in dieser Welt nicht wieder, die letzte halbe Stunde hat uns auf immer geschieden. Euer Bruder und Eure Vettern konnten nicht ruhig die Schmach erdulden, die ein Elender frechen Sinnes auf ihr Geschlecht

häufen wollte. Ihnen ward das Geschäft übertragen den Nichtswürdigen zu bestrafen. Ich, Euer Gemahl, will nicht untersuchen, wie schwer Eure Schuld ist, ich habe verziehen; die Verzeihung des Himmels aber könnt Ihr nur durch diejenige Buße erlangen, welche unsere heilige Religion vorschreibt; in der letzten Nacht verlangte Pater Fabiano, daß Ihr ihm beichten solltet. Die Stunde aber schien Euch nicht gelegen, jetzt aber läutet die Glocke vom nahen Kloster zum Ave Maria, Ihr habt keine Zeit zu verlieren," und so sprechend öffnete er eine kleine Nebenthür, durch welche Pater Fabiano eintrat, ein Crucifix in der Hand haltend.

„Ehrwürdiger Pater," sprach der Prinz, „mein Geschäft ist beendigt, verrichtet jetzt das eurige in dem letzten Dienste, den Ihr dieser Unglücklichen leisten könnt." Er führte ihn darauf zu Francescas Sessel; aber ihr Bruder sprang heftig auf, zog sein Schwert und sagte zu dem Prinzen gewandt: „Ich protestire nochmals gegen jede neue Kränkung, die Ihr meiner Schwester zufügen wollt! Ihr habt alle unsere Bedingungen überschritten! Ein Leben war verwirkt, ein Strom verbrecherischen Bluts ist geflossen, ich beschütze das ihrige mit dem meinigen," — und so sprechend stellte er sich in kampffertiger Stellung zwischen Francesca und ihren Gemahl.

„Thörichter Jüngling," entgegnete verächtlich der Letzte, „betrachte sie und sprich, ob Blut nothwendig ist das Opfer zu verzehren."

Hector wandte sich, als ob er den Sinn der an ihn gerichteten Worte nicht recht verstände, zu Francesca, dem unglücklichen Gegenstand ihres Wortwechsels. Sie saß schweigend und in sich versunken auf demselben Sessel, den sie während des Mahls eingenommen hatte, und erst jetzt bemerkte er die große Veränderung, die während der letzten Augenblicke in ihrem Antlitze statt gehabt hatte. Ihre Augen starrten vor sich hin und hatten jeden lebendigen Ausdruck, jedes Kennzeichen des klaren Bewußtseins verloren; kalte Schweißtropfen perlten ihr über das Gesicht hinab, in welchem Alles verkündete, daß sie ihrer Auflösung nahe sei; ihre bleichen zusammengepreßten Lippen zuckten krampfhaft. Der Priester hatte einen Sessel dicht zu dem ihrigen gezogen und legte jetzt ein Crucifix in ihre Hand, welches Francesca mit einer krampfhaften Bewegung erfaßte. Ihr Bruder warf sich auf seine Kniee vor ihr nieder und fragte dringend ob sie leide? Francesca aber erwiderte langsam: „mein Kopf schwindelt und es dunkelt mir vor den Augen.“

Vitangela, welche hinter Francescas Sessel stand und sie aufrecht hielt, neigte ihr Haupt zu Hectors Ohren und flüsterte diesem zu: „Beschützt sie gegen den mörderischen Plan ihres Gemahls, und in wenigen Augenblicken wird sie vor jeder Gefahr beschützt sein; sie ist nur ohnmächtig vor Schrecken und Gemüthsbewegung; ich glaube, ich höre schon die Befreiung nahen.“

Der Prinz trat auf seine Gemahlin zu, strich ihre schwarzen Locken bei Seite, berührte mit seinen Lippen leise ihre Stirn und sprach in einem milderen Tone:

„Francesca, Euer Beichtiger befindet sich an Eurer Seite, nur wenige Augenblicke noch sind Euch zugemessen, fügt nicht ewige Verdammniß der irdischen Sünde zu, welche Eure Brust belastet.“

Francesca senkte das Auge zu Boden und schauderte zusammen, als die Stimme ihres Gemahls sie einigermaßen zum Bewußtsein zurückrief; sie drückte das Crucifix an ihre Brust und erwiderte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Nur ein Verbrechen bedrückt mein Herz; aber es ist von der furchtbarsten Art! Sprecht, frommer Vater, wird der Himmel barmherziger sein, als die Menschen?“

In diesem Augenblick erschallten Schritte und Waffengeklirr, welche sich dem Garten zu nähern schienen, gleich darauf aber ward Alles wieder still.

Vitangela drückte Hectors Hand; und als sie gewahrte, daß der Prinz sich mit seinen Verwandten nach der Thür zurückzog, die nach dem Corridor hinausführte, gab sie sich neuer Hoffnung hin. „Entflieht, Herr, entflieht, wenn Ihr Euch anders der Strafe für Eure schaudervolle Barbarei entziehen wollt, das Schwert der Vergeltung und der Gerechtigkeit schwebt über Eurem Haupte.“

„Francesca,“ sagte der Prinz, ohne auf Vitan-

gelas Rede zu achten, „vernehmt meine letzten Worte, rettet Eure Seele.“

In diesem Moment ward plötzlich gegen die Fensterläden gedrängt und geschlagen, so als ob man solche zu sprengen suche.

„Das Leben meiner Gebieterin wird erhalten werden,“ rief feurig die treue Zofe, indem sie dem Geräusche draußen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte.

„Wenigstens lange genug um eine einzige Handlung weiblicher Schwäche zu bekennen,“ erwiderte der Prinz, „dem Himmel sei Dank! es wird nicht ohne Beichte enden, „diese letzten Worte fügte er hinzu, als er gewahrte, daß Pater Fabiano vor seiner Gemahlin niedergeknieet war und diese das Haupt neigte und ihm leise in's Ohr sprach.

„Seid guten Muthes, theuere Herrin,“ rief Vitangela, „noch dürft Ihr auf Glück und eine frohe Zukunft hoffen; jener blutbefleckte Tyrann kann Euch förder kein Leid mehr zufügen.“

„Theure Schwester,“ nahm Hector durch Vitangelas Rede ermuthigt, wieder das Wort. „Halte inne mit Deinen düsteren Bekenntnissen.“

„Im Gegentheil beeilt Euch damit, wenn Euch anders das Heil Eurer Seele lieb ist,“ fiel der Prinz mit großer Heftigkeit ein, indem er die kleine Thür öffnete, die zu dem Corridor führte.

„Eure Absicht, die unglückliche Herrin zu ver-

nichten," nahm Vitangela wieder das Wort, „ist vereitelt, sie ist Euren mörderischen Anschlägen entgangen, denn sie hat seit diesen Morgen keine Nahrung zu sich genommen."

„Bis auf eine Tasse Chokolade, zwei Stunden vor Sonnenuntergang," erwiderte der Prinz. Vitangela stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus und warf sich zu den Füßen ihrer Gebieterin, während der Prinz und seine Verwandten durch die kleine Thür von dannen eilten und dieselbe von außen verriegelten; der Schall ihrer Schritte hallte in dem gewölbten Gange wieder.

In demselben Augenblick verkündete ein Gekrach der Jalousieen vor den Fenstern, die auf die Terrasse führten, daß man sich von dorther gewaltsam Eingang zu verschaffen versuche; auch ward bald die Thür des Balkons gesprengt und herein trat der Vicekönig, begleitet von seinem Secretair, sechs Mann seiner Leibgarde und Carminello, der sie durch den Garten hereingeführt hatte.

„Wo sind die Verbrecher?" fragte der Herzog von Alba.

„Entflohen!" entgegnete Vitangela die Hände ringend, „schauet hier ihre Opfer."

„Ein Verbrecher stellt sich Euch hier! Wenn anders seine Ehre rächen, ein Verbrechen begehen heißt," nahm rasch Hector Pignatelli das Wort. Der Vicekönig winkte seinen Garden sich Hectors zu bemächtigen,

dieser aber deutete auf seine Schwester und hob die Hände flehend empor, um einen kurzen Aufschub bittend. Der Herzog trat jetzt näher zu Francesca hinan, welche der Pater, von Vitangela unterstützt, in ihrem Sessel aufrichtete. Ihre Augen waren geschlossen, ihre eine Hand drückte das Crucifix an ihre Brust, die andere hatte die Hand des Mönchs gefaßt und schien bemüht ihn noch näher zu sich hinzuziehen. Vitangela suchte das Haupt der Leidenden zu dem Ohr des Geistlichen zu erheben, die unglückliche Francesca stammmelte noch einige Worte, aber sie verhallten unvernehmbar, dann sank sie zurück in den Sessel — sie hatte ausgelitten.

„Sie ist hinübergegangen," sprach der Priester, indem er segnend seine Hand auf das Haupt der Todten legte. „Aber sie hat die heilige Absolution empfangen. Die Macht der Menschen beschränkt sich auf Strafe und Tod, die Gnade und Barmherzigkeit des Allmächtigen aber kennet keine Schranken!"

Die Begebenheiten dieser Erzählung, so wie die Namen der darin handelnden Personen, sind keineswegs bloße Fiction, sondern verdanken ihr Entstehen einem alten Manuscripte, in welchem sich authentische, aber geheime Berichte über vornehme Familien Neapels aus jener Periode befinden.

Rücksichtlich der in dieser häuslichen Tragödie mitwirkenden Personen wollen wir bemerken, daß der Bruder Francescas zu lebenslänglichem Gefängniß ver-

urtheilt wurde; über ihren noch strafbareren Gemahl ward das Todesurtheil ausgesprochen, als er aber nach vielen Jahren nach Neapel zurückkehrte, gelang es ihm Begnadigung zu erhalten.

Was die seltsame grauenvolle Todesart des Geliebten Francescas, eines jungen Mannes niederen Standes aus Capua, welcher sich Battista Vitelli nannte, anbetrifft, so waren solche Grausamkeiten im 17. Jahrhundert zu Neapel nichts Ungewöhnliches.

Wilhelm Reepaert.

Unter der Regierung der Herzogin Johanna erfreuete sich die Sadt Löwen, zur Hälfte zerstört und entvölkert durch die Rache, welche Wencislaus in Folge der Verschwörung von 1383 an ihr nahm, zuerst wieder einiger Ruhe, während welcher aber ihr früherer Kunstfleiß nur fruchtlose Versuche machte, sich wieder emporzurichten. Die reichen Tuchfabrikanten, theils verbannt, theils genöthigt ihr Heil in der Flucht zu suchen, irrten heimathlos in den Wäldern umher und hatten keine andern Hülfsquellen als den Straßenraub und die Plünderung. Verschiedene Edicte wurden gegen sie erlassen; der Schrecken, den sie im Lande verbreiteten, war so groß, daß man ihnen den Beinamen „die wilden Eber" gegeben hatte. Mehrere Patrizier von hohem Range, welche die Verschwörung des Peter Coutherel begünstigt hatten, verbanden

sich mit ihnen und waren, theils wegen ihrer kriegerischen Erziehung, theils wegen ihres Standes zu ihren Oberhäuptern ernannt worden. Ihre Verwegenheit ging so weit, daß sie mehrmals im Begriff standen die Stadt zu überrumpeln.

Im Innern derselben zeigten die öden Gassen und die verlassenen vormals von den Arbeitern bewohnten Stadtviertel, welchen furchtbaren Schlag dieser bedeutende Ort erlitten hatte. Eines Abends im Herbste des Jahres 1390 sprachen sich die Kennzeichen dieses Verfalls ganz besonders aus. Es war die Stunde, in welcher noch vor einigen Jahren die den Fabriken entströmenden Arbeiter die Straßen so sehr füllten, daß, wenn die Glocke vom Thurme herab die Feierstunde verkündete, die Mütter daheim ihre Kinder in den Häusern behielten, damit sie in dem Tumulte nicht zu Schaden kämen. Jetzt gewahrte man zu derselben Stunde in der Straße des Bateaux nur wenige Vorübergehende, die durch ihren langsamen schweigenden Gang und ihre niedergeschlagene Haltung von der Entmuthigung Bericht abstatteten, in welche diese sonst so volkreiche Stadt versunken war. Eine Bande dieser ewigen Race, welche in der Mitte der Schrecken und des Mißgeschicks ihre Sorglosigkeit und ihre Ausgelassenheit behauptet, und die man in der Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts unter dem Namen „Gassenbuben“ classificirt hat, bildete einzig und allein durch ihr lärmendes und schallendes Gelächter einen schneidenden

Contrast zu der in der Straße herrschenden Todtenstille.

Die tiefen, historischen Nachforschungen, welche wir in dieser Rücksicht angestellt haben, haben uns dargethan, daß der so eben erwähnte Zweig der menschlichen Gesellschaft im Jahre 1390 nicht mehr werth war als in unseren Tagen; damals wie jetzt kannte er kein größeres Vergnügen als wenn er dasselbe auf Kosten Anderer befriedigen konnte.

Die Schaar Gassenjungen, von welcher hier die Rede ist, hatte ihr Lager am Kreuzweg der Sieben Ecken, der die Straße des Bateaux begrenzt, aufgeschlagen. Mit lärmender Lustigkeit und unter lautem Geschrei gaben sie sich einem Spiele jener Zeit hin, dessen Benennung sich zwar nicht bis auf unsere Tage übertragen hat, das aber mit unserm Kegelspiel einige Aehnlichkeit gehabt haben soll.

Als jetzt einer der kräftigsten dieser Buben, ohne vorherigen Warnungsruf, eine schwere hölzerne Kugel mit großer Gewalt von sich schleuderte, flog diese an die Füße eines ruhig daher schreitenden Individuums mit einer solchen Kraft, daß der Wanderer der Länge nach zu Boden gestürzt wurde. Er raffte sich indeß schnell wieder auf und wollte den Knaben erfassen, um ihn für seinen Frevel zu prügeln, aber die Gewandtheit des Buben schützte ihn vor der Wuth des Beleidigten. Wahrscheinlich als Zeichen der Reue brach darauf die wilde Schaar in ein schallendes Hohngeläch-

ter und ohrzerreißendes Gezische aus, und man muß eingestehen, daß die Gestalt dessen, dem diese Ehrenbezeugungen galten, war derselbe gleich noch jung, vollkommen geeignet schien, eine solche Verspottung herauszufordern. Seine Kleidung war die eines Gesellen irgend einer Zunft, bestand aus unsaubern Beinkleidern von braunem Leder und einem roth aufgeschlagenen Wamms von grauem Tuche. Er war hager, schlecht gewachsen und seine Kniee waren nach einwärts gebogen. Gräuliche Augen, ein falsches Gesicht, eine aufgeworfene Nase, die Unterlippe um einen halben Zoll vorgerückt, ein verschobenes, sogenanntes Pfefferkinn, und zwei Mundwinkel, zurückgezogen als wenn sie der Kraft des Zaums nachgäben, das Alles gab seiner Physiognomie zu gleicher Zeit den Ausdruck der Albernheit, der Einfalt und der Bosheit. In diesem Moment aber verlieh ihm der Zorn einen so komischen Anstrich, daß es unmöglich war ihn zu betrachten, ohne zu lachen. Er schalt tüchtig auf seine Gegner, indem er drohende Geberden machte. Leider aber verkündete sein schnarrender Nasenton und sein ganz eigenthümlicher Accent sofort, daß er aus Tirlemont sei, und augenblicklich fiel die feindliche Bande nunmehr mit jenen Spöttereien über ihn her, in welchem das Volk von Löwen sich sogern gegen das benachbarte Tirlemont ergoß. Der durch diese neue Beleidigung bis auf's Aeußerste getriebene Gehülfe ergriff nunmehr einen Stein uud schleuderte ihn mit großer Heftigkeit

zwischen sie, jedoch ohne Jemand zu treffen, worauf die Straßenbuben ihm Gleiches mit Gleichem im Uebermaaße vergalten, und ihn dergestalt mit Steinen und Koth bewarfen, daß er sich gezwungen sah, sein Heil in der Flucht zu suchen. Seine siegreichen Verfolger stürzten, ihn fortwährend hohnneckend, hinter ihm drein, bis er eine Thür erreichte, deren Klopfer er mit einer Heftigkeit rührte, die von seinem Zorne oder vielleicht von seiner Furcht das deutlichste Zeugniß ablegte. Die Gassenbuben machten ebenfalls Halt und ließen die Straße des Bateaux von ihrem ohrzerreißendem Geschrei wiederhallen. Die Bewohner des Hauses, an welches der Gehülfe klopfte, schienen sich indeß mit der Oeffnung der Thür eben nicht sehr zu beeilen, vielleicht erschreckt, durch den grauenvollen Lärm draußen. Erst nach einer Weile zeigte sich an dem Fenster des ersten Stockwerks die Gestalt eines Greises, welcher vorsichtig hinausblickte, um zu sehen, wer derjenige sei, der den Klopfer seiner Thür so heftig in Bewegung setze.

Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür und bildete im nächsten Moment eine Schranke zwischen den Gassenbuben und ihrem Opfer.

„Wie Henricus, Du bist's," rief der Greis, als der Gehülfe die Flur des Hauses betreten hatte. „Sprich, um des Himmels willen, wie kommst Du zu dem seltsamen Gefolge, das Dich begleitete."

„Möge die Pest die Teufelsbrut ersticken," rief

der Gehülfe indem er seinem Zorne freien Lauf gestattete. „Eine verwünschte Stadt ist das, Meister Gerard Quadepont, wo ein ehrlicher Gehülfe sich auf der Straße nicht blicken lassen kann, ohne von einer vermaledeieten Bande gestoßen, geworfen, oder verhöhnt zu werden. Der Henker sollte sie nur in der Zeit aufhängen, damit ihm später die Mühe erspart würde."

Während er diese Worte sprach, war der Gehülfe dem Meister Quadepont, dem Aeltesten der Zunft der Goldschmiede, in ein kleines Gemach gefolgt, welches sich hinter seinem Laden befand. Da der Abend schon stark zu dämmern begonnen hatte und das Zimmer ohnehin nur dunkel war, war dort bereits ein Licht angezündet worden. Der Reichthum des Ameublements verkündete, daß die Vermögensumstände des alten Goldschmidts mit dem Schicksale der Stadt, die er bewohnte, keineswegs gleichen Schritt gehalten hatten. An einem mit einem kostbaren blauen Teppich bedeckten Tische saß ein junges Mädchen von überaus großer Schönheit, deren bleiches Antlitz aber mit dem gesenkten Auge von der tiefsten Schwermuth zeugte. Der Gehülfe hemmte, als er sie erblickte, seine Schritte, und sein Zorn schien sich in Verwirrung zu verwandeln.

„Beruhige Dich, Johanna," sprach Meister Gerard zu dem Mädchen gewandt, „der Lärm hatte nichts auf sich, eine Schaar Gassenbuben verfolgte hier unsern Freund Henricus. Warum aber hat er sie auch

gereizt und ihnen sein Kauderwälsch aus Tirlemont zu hören gegeben."

Der Zorn des Gesellen wallte auf's Neue auf. „Kauderwälsch aus Tirlemont," murmelte er zwischen den Zähnen, „spricht man doch dort noch eben so gut flammländisch als in Löwen und Jungfer Johanna wird mir bezeugen" —

Johanna aber erhob sich rasch von ihrem Sitze warf auf den Gehülfen einen verächtlichen Blick, der seine Rede plötzlich hemmte, und verließ das Gemach rasch ohne daß er seine Phrase vollenden konnte.

Als die Jungfrau sich entfernt hatte, riß Henricus seine Mütze vom rothen Haar, schleuderte sie bei Seite, warf sich auf einen Stuhl und rief verzweiflungsvoll. „Hört, Meister Gerard, ich bin der Unglücklichste aller Menschen! Alle Welt quält und demüthigt mich; ich kann mich auf der Straße nicht blicken lassen, ohne von den Gassenbuben gesteinigt und mißhandelt, zu werden, und um nun gar mein Unglück vollständig zu machen verachtet mich Eure Tochter. Dennoch aber muß ich offen mit Euch reden, Meister Gerard, ich will Euch meinen Plan offenbaren: „Ich liebe Eure Tochter!"

Henricus erwartete wahrscheinlich, daß seine unumwundene Erklärung von Seiten des Goldschmidts einen heftigen Zorn herbeiführen werde, denn er schwieg, indem er die Arme trotzig über einander geschlagen hatte; aber er war nicht wenig überrascht, als Meister

Gerard nach einer kurzen Pause ruhig, aber mit einem Anfluge von Spott erwiderte. „Ei, nun, Henricus! mir kommt das ganz natürlich vor; meine Tochter Johanna ist eben so liebenswürdig als schön, und ich glaube nicht, daß sie irgend Jemand andere Gefühle als die des Wohlwollens und der Zuneigung einflößen kann. Ich bin erfreuet, daß Du ihr in dieser Rücksicht Gerechtigkeit widerfahren läßt.“

„Aber ich liebe sie, Meister Gerard, versteht mich recht!“

„Ja, das ist etwas anders,“ versetzte der Goldschmid, „das thut mir leid um Deinetwegen, ich glaube kaum, daß sie Deine Liebe erwidern wird.“

„Das fürchte ich auch,“ entgegnete der Gehülfe mit einem Seufzer, „aber, Meister Gerard, Ihr müßt denn auch wiederum bedenken: es ist wahr, ich besitze nichts in der Welt als mein Talent, aber es giebt in ganz Brabant keinen Arbeiter, der besser als ich Gold und Silber zu behandeln verstände; ich suche meines Gleichen im Anfertigen eines Reliquienkästchen's, wie das der Herr Prevot von St. Pierre selbst einräumt. Was fehlt mir also um einer der berühmtesten Goldschmiede Löwens zu werden? Nichts als eine kleine runde Summe, um mich in die Zunft einkaufen und eine Werkstatt errichten zu können. Also, Meister Gerard, bin ich denn da nicht würdig auf die Hand Eurer Tochter Anspruch zu machen?“

„Ganz gewiß; aber so weit bist Du noch nicht

gekommen, Henricus. Für jetzt hast Du keine andere Werkstatt als die meine, und keine runde Summe als Deinen Lohn."

„Aber Jungfrau Johanna ist reich und" — —

„Nun, ja, Johanna wird dereinst einmal reich werden, das heißt, wenn sich ihr Vater, der alte Meister Gerard, in's Grab gelegt haben wird; und das also hat besonders das Herz meines wackeren Gehülfen gerührt. Unterdessen aber," fuhr er fort, indem er seinen bisherigen ironischen Ton in einen ernsten, geringschätzenden verwandelte, „rathe ich Dir, wenn Du anders mein Brot essen und in meiner Werkstatt arbeiten willst, solche Liebesgedanken aus Deinem Gehirn zu verbannen, und vor Allen sprich davon nie ein Wort mit meiner Tochter. Sie würde Dir eine Antwort geben, welche Dir auf immer die Lust verleiden würde, die Sache noch einmal vorzubringen. Für jetzt leg Dich zur Ruhe!"

Henricus wagte nicht hierauf etwas zu erwidern und verließ das Zimmer, indem er unverständliche Worte vor sich hinmurmelte.

Die Glocke von St. Pierre hatte bereits zum Letztenmal gelautet, jedes Geräusch in den Straßen verstummte, die Lichter in den Häusern erloschen. Gegen ihre Gewohnheit waren der Goldschmid und seine Tochter noch wach in demselben Gemache, wo sich die Scene zugetragen hatte, die wir so eben erzählt haben. Sie beobachteten Beide ein ängstliches Schweigen, gleich-

sam als schwebten sie in der Erwartung einer Begebenheit, welche sie fürchteten. Die Züge des Greises zeigten zu gleicher Zeit Unruhe und Neugier, die er vergebens unter der Maske der Kaltblütigkeit zu verbergen strebte. Johanna schien in eine düstere Träumerei versenkt. Am Kamin neben ihrem Vater sitzend, starrte sie hinein in die immer mehr und mehr verglimmenden Kohlen. Bei dem leisesten Geräusch, welches draußen vernehmbar wurde, erhoben beide ängstlich und erwartungsvoll das Haupt und horchten hin. Endlich sprach der Greis zu seiner Tochter gewandt: „Geh' zur Ruh, mein theures Kind, ich kann recht gut allein warten, oder wenn Du es willst, will ich den Henricus wecken, damit er sich bereit halte, falls ich Beistand bedürfen sollte."

„Beistand von dem!" rief Johanna, „ich bin nur ein Mädchen, Vater, aber wenn Ihr Hülfe bedürft, glaube ich sie Euch zehnmal eher leisten zu können, als jener armselige Mensch. Ueberdieß brauchen wir keines Menschen Beistand, der, den wir erwarten, ist ein Freund."

„Wer weiß!"

„Ich verbürge es."

Der Greis zuckte mit den Schultern und schüttelte zweifelhaft mit den Kopf, dann versanken Beide wieder in das frühere Schweigen. Einen Moment später fuhren sie plötzlich zusammen, denn der Klopfer an der Thür wurde dreimal jedoch so leise geregt, daß

es kaum gehört werden konnte. Johanna warf einen furchtsamen Blick auf ihren Vater, welcher sich erhob, die Lampe nahm und sich der Thür näherte.

„Wer klopft da?“ fragte er.

„Gut Freund,“ erwiderte eine Stimme, vor deren Ton der Greis auf's Neue zusammenfuhr. Trotz dieser beruhigenden Antwort aber lugte der vorsichtige Goldschmid dennoch, bevor er öffnete, durch eine kleine in der Thür angebrachte Oeffnung, um sich zu überzeugen, daß der, welcher gesprochen, auch ganz allein sei. Erst nachdem dies geschehen war, schob er die schweren Riegel und die gewichtigen Eisenstangen zurück, welche die Thür verwahrten, und die, ohne das Schloß zu rechnen, das er mit eigener Hand gefertigt und wozu er allein das Geheimniß hatte, sein Haus zu einer wahren Citadelle machten; Maßregeln, welche jetzt ziemlich überflüssig, zu Wencislaus Zeit aber durchaus nothwendig waren. Endlich öffnete er die Thür und ein Mann in einen braunen Mantel gehüllt, das Antlitz von einem breitkrampigen Hute beschattet, schlüpfte rasch herein auf die Flur. Nachdem darauf der Greis das Haus wieder sorgsam verriegelt und verschlossen hatte, hob er die Lampe empor um die Züge des Fremden genauer betrachten zu können und rief alsdann: „Ihr seid es also wirklich! Kaum wage ich es meinen Augen zu trauen! Wilhelm Reepaert in meinem Hause!“

„Still, Meister Gerard,“ fiel der Ankömmling

ein, „dieser Name darf in Löwen nicht genannt werden.“ Während er diese Worte sprach, folgte er dem alten Goldschmid in das hintere Gemach, in dem sich Johanna befand. Kaum erkannte diese den Eingetretenen, als sie einen leichten Schrei ausstieß und auf ihn zu eilen wollte, aber ihre Kniee schwankten, sie erblaßte und sank zurück auf ihren Stuhl; sie war nicht im Stande ein einziges Wort über ihre Lippen zu bringen. Reepaert näherte sich ihr und fragte mit bewegter Stimme: „Wie, Ihr erkennt mich nicht, Johanna?“

Ein Blick, aus dem zu gleicher Zeit Angst, Freude und Zärtlichkeit sprachen, war die einzige Antwort des reizenden Mädchens; Reepaert nahm seinen Hut ab, legte seinen Mantel bei Seite und trat dann wieder zu Johanna. „So also empfängst Du mich?“ fragte er im Tone des zärtlichen Vorwurfs.

Die liebliche Jungfrau erröthete, Reepaert erhob sich, schloß sie zärtlich in seine Arme und drückte sie mit schweigendem Entzücken an seine Brust. Alsdann erfaßte er die Hände des Greises und umarmte ihn, gleichsam wie ein Sohn, der nach langer Abwesenheit wieder mit seinem Vater zusammentrifft.

„Meine lieben Freunde, Ihr mein guter Vater und Du, meine theure Johanna, Ihr habt mich nicht erwartet; habt Ihr denn meine Botschaft nicht empfangen?“

„Ein Unbekannter,“ versetzte Meister Gerard,

„brachte mir diesen Morgen einen Brief, welcher die Nachricht enthielt, daß ich diesen Abend, nachdem die Glocken zum letzten Male geläutet hätten, den Besuch eines Freundes erhalten würde, den ich nicht erwartete. Wahrlich, daß Ihr kommen würdet, daran habe ich am wenigsten gedacht. Aber Ihr wißt, Ihr seid uns stets willkommen. Jetzt aber beeilt Euch uns zu berichten.“

„Nur einen Augenblick Geduld, Meister Gerard,“ unterbrach ihn der junge Mann. „Die Gemüthsbewegung, welche ich empfinde, mich wieder in Löwen zu befinden, in dieser Stadt, die eine so süße und so schmerzliche Erinnerung zurückruft; mich wieder in diesem Hause zu erblicken, das mir theurer war als mein zerstörtes Vaterhaus; Euch Vater Gerard und Dich, Johanna, nach fünfjähriger Abwesenheit wiederzuschauen — diese Gemüthsbewegung ist so heftig, daß ich einiger Augenblicke bedarf, um mich zu sammeln. Entschuldigt diese meine Schwäche, aber Ihr werdet sie natürlich finden.“

Und neuerdings Johannas und des Greises Hände drückend, setzte er sich zwischen sie. Wir wollen die kleine Pause, die jetzt eintrat, benutzen, um unsere freundlichen Leser mit den Verhältnissen dessen genauer bekannt zu machen, der mit dem Goldschmid und seiner Tochter so vertraut zu sein schien.

Es war ein Mann von ungefähr 35 Jahren, von mehr als mittlerer Größe, dessen schöne und

männliche Züge Stolz und Kühnheit verkündeten. Ein ernster Ausdruck und einige frühzeitige Furchen über den Augenbraunen zeigten, daß, wenn sein Muth auch nicht gebeugt war, derselbe der harten Probe des Mißgeschicks unterworfen gewesen sei. Noch sehr jung war Wilhelm Reepaert in die bürgerlichen Zwistigkeiten verwickelt worden, welche Wencislaus letzte Regierungsjahre beunruhigten. Als Sohn eines der reichsten Tuchfabrikanten in der Stadt, war er einer der eifrigsten Vertheidiger der Privilegien der Gemeinde, welche von den Patriziern bedroht wurden. Mit Gauthier van der Leyn, Johann von Molebeke und Gauthier von Hasse hatte er sich an die Spitze der kühnen Verschwörer gestellt, welche sich „Weißkappen“ nannten. Gauthier van der Leyn, Gemeindemeister und Stadthauptmann, ward in Brüssel von den Patriziern ermordet, worauf Wilhelm Reepaert als einer der einflußreichsten Anführer geschworen hatte, seinen Tod auf das Blutigste zu rächen. Das Gemetzel auf den Stadthause aber zeigte, daß die Wuth des Volkes alles dasjenige übersteige, was selbst seine rachedürstigen Anführer von ihm erwartet hatten. Im Jahre 1385 war Wilhelm Reepaert aus der Stadt verbannt, und was von seinem Vermögen noch übrig war, ward zu Gunsten des Herzogs confiscirt. Voll Hoffnung, daß die Gemeinde sich wieder erheben würde, hatte er sich zwei Jahre in Löwen verborgen im Hause des Meister Gerard Quadepont aufgehalten. Dieser

würdige Greis hatte ihn stets wie ein Vater geliebt, und dieses Band sollte noch durch die Verbindung befestigt werden, welche er zwischen dem jungen Stellvertreter des Volks und seiner Tochter Johanna beabsichtigte.

Begabt mit einem eben so muthvollen als gefühlvollen und energischen Charakter, fühlte Wilhelm Reepaert, als er das Haus seines alten Freundes wieder betrat, sein Herz mächtig pochen. Nach einer Pause, während welcher er sich bemühte sich zu fassen, sprach er zu dem Greise gewandt, ohne jedoch Johannas Hand fahren zu lassen.

„Ihr seht, lieben Freunde es giebt keine Gefahr, der ich nicht trotzen würde, um Euch, meine Theueren, noch einmal an meine Brust zu drücken — bevor ich sterbe. Seit fünf Jahren, seit ich aus Löwen verbannt bin, durchstreiche ich Brabant, ein heimathloser Flüchtling, bald wie ein wildes Thier die Wälder durchirrend, bald bemüht die wenigen Freunde zu sammeln und in ihnen frischen Muth wieder anzufachen. Ach, seit jener Zeit habe ich viel gelitten, wenn ich Eurer gedachte; aber seit ich Euch jetzt wieder schaue, fühle ich mein Herz von neuer Hoffnung belebt, vielleicht ist noch nicht alles verloren."

„Wie aber bist Du zu uns gelangt?" fragte Johanna. „Wie konntest Du in die Stadt kommen, ohne erkannt zu werden? Welche Unvorsichtigkeit hast Du begangen!"

„Fürchte nichts, theuere Johanna, der Capitain, welcher die Wache am Thore Maline befehligt, ist in meinem Interesse und wird noch zwei Stunden mein Hinausgehn begünstigen, gleich wie er mir den Eingang verschaffte. — Meister Quadepont, sind wir hier auch ganz allein, kann uns auch niemand behorchen?“

„Niemand, antwortete der Goldschmid,“ die alte Dorothea liegt seit zwei Stunden in den Federn, und was den Gehülfen Henricus anbetrifft, der schläft im Hintergebäude über der Werkstatt.“

„Ich habe,“ fuhr der Verbannte seine Stimme dämpfend fort, „mit Euch von Dingen zu reden, die nur von befreundeten Ohren, von Personen vernommen werden dürfen, welche verschwiegen sind wie das Grab. — Ja, ja, ihr lieben Freunde,“ und seine Rede wurde immer lebhafter — „ich habe recht viel gelitten und viel gearbeitet für die Sache des Volks, ich werde mich niemals von ihr abwenden, so lange ich noch einen einzigen Blutstropfen für sie zu vergießen habe. Ich habe mein Leben an die Sache der Freiheit geknüpft, und vielleicht ist noch nicht alles verloren! So lange mein Vaterland noch auf Freiheit hoffen kann, kann auch ich noch auf Glück hoffen. Was meint Ihr, Meister Quadepont, wenn das Banner der Weißkappen noch einmal von dem Stadthause wehte, wenn die niedergebeugte Gemeinde sich wieder erhöbe; wenn das neuerstandene Volk die Privilegien den Händen der Patrizier entrisse und wenn das alles,

alles das Werk Wilhelm Reepaerts und seiner Gefährten wäre? Wenn ich mein mir geraubtes Eigenthum wieder nähme, was meint Ihr, Meister Gerard, könnte nicht alsdann Wilhelm Reepaert auf die Hand der trefflichen Johanna Anspruch machen, wenn sie ihm anders ihre Liebe aufbewahrte?"

„Ob ich sie Dir aufbewahrte? Zweifelst Du daran, Wilhelm? Eben weil ich sie Dir aufbewahrte, eben deßhalb zittere ich bei deinen Worten. Wenn Du mich liebst, so verbanne die thörigten Gedanken."

Meister Gerard schüttelte gleichfalls den Kopf und belächelte trübe den Enthusiasmus des so feurigen Volksvertreters.

„Hört mich weiter an, mein würdiger Freund," unterbrach Reepaert den Greis, „hört mich an, bevor Ihr mir das Urtheil sprecht. Meine Hoffnungen sind vielleicht nicht ganz so thörigt, als sie Euch auf den ersten Blick erscheinen. Meine Freunde draußen sind zahlreich, ja fast zahlreich genug ein Heer zu bilden. Im Innern aber werden sich alle die, welche die weiße Kappe trugen, alle durch Wencislaus zu Grunde gerichteten Tuchfabrikanten, alle diejenigen sich erheben, welche noch des vormaligen Glanzes und Reichthums der Stadt Löwen eingedenk sind. Unser Plan ist mit eben so viel Vorsicht als Kühnheit entworfen; in einigen Tagen schon werden wir Herren von Vilvörde sein und gegen Löwen anrücken. So wie von den Wällen die Annäherung unserer siegreichen Truppen

signalisirt werden wird, werden die Weißkappen und Tuchfabrikanten die Waffen ergreifen und uns die Thore öffnen."

„Und gesetzt nun, daß der Plan gelänge," fragte Meister Gerard sinnend, „was würdet Ihr alsdann beginnen?"

„Wir werden," antwortete der Volksvertreter, „der Gemeinde ihre Privilegien zurückstellen und alle Patrizier verbannen, die ihre Hand mit dem Blute Gauthier van der Leyns, Hollaers, Wilhelm Gempes, Deridders, und van Graves befleckt haben, welcher letztere seine Verstümmelung überlebte, um uns zur blutigen Rache aufzufordern" *).

Der alte Goldschmid schüttelte noch immer sein Haupt. „Aber unsere Reichthümer, unsern Handel, unsere 4000 Weberstühle, wer wird sie uns zurückgeben?" fragte er.

„Wenn," versetzte Reepaert, „die Arbeiter in unserer Stadt wieder Schutz und Sicherheit finden werden, werden sie mit Freuden zurückkehren und Löwens Glanz wird auf's Neue erblühen!"

---

*) Nach dem Gemetzel auf dem Stadthause verübten die Patrizier an den Weißkappen eine grauenvolle Vergeltung. Johann van Grave, ein reicher Bürger der Stadt, ward von einer Schaar Patrizier gefangen genommen, welche ihm Hände und Füße abhackten und ihn lebend auf einen Karren nach Löwen sandten.

„Das wird niemals, niemals geschehen," erwiderte Meister Gerard mit einem tiefen Seufzer. „Jetzt aber, mein lieber junger Freund, erlaubt mir Euch den Rath der ältern Erfahrung mitzutheilen. Seit sechzig Jahren habe ich manche Verschwörung erlebt. Ich sah Löwens Tuchfabrikanten — und Euer Vater, Wilhelm, war unter der Zahl — von ihrem Reichthume und ihrem Glücke geblendet, ihr Gold gegen die alle Grenzen übersteigenden Privilegien austauschen; und kaum waren ihnen diese zugestanden, als sie auch sofort neue begehrten. Der schlaue Wencislaus räumte sie ihnen ein, ließ sich aber theuer bezahlen; oder er verweigerte sie auch und legte dann, um die Empörer zu bestrafen, ihnen eine schwere Geldbuße auf. Diese Gelderpressungen führten oftmalige Aufstände und jenen Bürgerkrieg herbei, welcher die Stadt zu Grunde richtete."

„Aber gerade um diesen schrecklichen Folgen abzuhelfen wollen wir noch den letzten Versuch machen," rief der junge Mann. —

„Und grade so sprachen nach jedem verunglückten Erfolge die exaltirten Oberhäupter der Partheien," bemerkte Meister Gerard, „keine böse Erfahrung konnte sie eines besseren belehren. Und noch heut' zu Tage! Auf unsern Straßen wächst das Gras; die Stadt hat in weniger als zehn Jahren drei Viertel ihrer Bevölkerung eingebüßt; mehr als 10000 Häuser verfallen in Ruinen, und dennoch spricht man in Löwen von

einem Aufruhr und Empörung! Ist das Unglück noch nicht groß genug? Ist noch etwas da zu Grunde zu richten!“

„Das Alter hat Euch finster gemacht, lieber alter Freund,“ nahm der Volksvertreter wieder das Wort, denn er staunte über den Eifer, mit dem der Greis sein Project bekämpfte, „Ihr sehet alles so schwarz. Die Pflicht der Jugend aber ist, niemals an dem Heile des Vaterlandes zu verzweifeln. Es ist allerdings wahr was Ihr da sagt, daß unser Unglück vollständig ist und es hier nichts mehr zu zerstören giebt; aber es giebt noch Blutflecken abzuwaschen, es bleibt noch die Freiheit der Gemeinde zu erobern. Rechnet Ihr, Meister Gerard, denn für nichts, daß Tausende von Einwohnern, ihres Eigenthums beraubt, in den Wäldern heimathlos umherirren.“

„Meine ehrwürdige Schwester Judith, Aebtissin zu Parc les Dames, hat mich versichert, daß die Verbannten aus Löwen, welche sich in die Wälder geflüchtet, täglich ihre Sache durch Raub, Plünderung und Mord entehren.“

„Glaubt ja nicht, Meister Quadepont, daß alle so handeln,“ rief Reepaert lebhaft, während Johanna einen bittenden Blick auf ihren Vater richtete, so als flehe sie ihn an, ihres unglücklichen Freundes zu schonen. Der Greis verstand alsogleich ihre Meinung; er ließ sofort seinen etwas strengen Ton fahren, reichte dem jungen Manne die Hand hin und sprach mit

freundlicher Gutmüthigkeit: „Verzeiht mir meine Freimüthigkeit, Wilhelm, ich habe Euch stets wie meinen Sohn geliebt, es ist gerade meine Freundschaft für Euch, die mich Euch warnen läßt, nicht in Euer Verderben zu rennen. Sagt mir, wodurch ich Euch neue Beweise von derselben geben kann; im Namen dieser Freundschaft aber beschwöre ich Euch, setzt Euer Leben nicht um einer verlorenen Sache wegen auf's Spiel!"

„Nein, nein, Meister Gerard," entgegnete Reepaert, indem er sich von seinem Sitze erhob, „an eine verlorene Sache setze ich mein Leben nicht; noch ehe acht Tage vergehen, werdet Ihr von dem Glücke unserer Waffen reden hören. Denn wenn das siegreiche Banner der Weißkappen auf dem Rouselberge sich zeigen wird, dann ist es an unseren Freunden in Löwen unsere Bemühungen zu unterstützen. Der schon erwähnte Capitain hat uns den Beistand seiner Truppen zugesagt; an Euch, Meister Gerard, ist es jetzt, mir zu sagen, ob wir auf die Hülfe der Gewerbe rechnen können. Ihr selbst seid der Aelteste der reichen Zunft der Goldschmiede, Euer Credit ist ausgedehnt. Sagt an, welche Unterstützungen können wir von der Gemeinde erwarten?"

Der Greis zögerte, dann entgegnete er, so als ob er plötzlich einen Entschluß fasse:

„Wilhelm, ich werde alt. In meinem Alter hat man nicht mehr großen Glauben an jene schönen

Träume der Freiheit, welche die Jugend begeistern und sie zu großen Thaten antreiben. Aber ich liebe Dich Wilhelm, und da die Warnungen der Vernunft Dich Deinem Projecte nicht abwendig machen können, so soll es wenigstens nicht die Schuld des alten Quadepont sein, wenn sie nicht gelingen. Ueberdieß kann Dich nun einmal das kleine Närrchen, die Johanna, nicht vergessen, und Ihr Glück hängt von dem Deinigen ab. Ueberlegt es also beide noch einmal. Ich bin reich und das Vermögen meiner Tochter reicht hin, Euch, wohin Ihr Euch auch begeben mögt, eine unabhängige Existenz zu sichern. Gebt Euer gefahrbringendes Unternehmen auf, wir wollen Löwen verlassen, wollen nach Flandern oder nach dem Lüttich'schen Gebiete ziehen oder wohin Ihr sonst wollt, und wo Euch der Verbannungsspruch nicht zu erreichen vermag. Dort in der fremden Heimath wollen wir das Unglück unsers Vaterlandes vergessen, Ihr werdet beide in Sicherheit leben und ich werde mich in meinen letzten Jahren des Glückes meiner lieben Kinder freuen."

Die Stimme des Greises klang tief bewegt, während er die letzten Worte sprach; Reepaert schien zur Hälfte überredet; er preßte die Hand gegen seine Stirn, wie ein Mann, dessen Gehirn von sich widersprechenden Gedanken durchkreuzt wird, und der sich fürchtet der Bewegung des Augenblicks nachzugeben. Die Hoffnung, welche Meister Gerard so eben vor ihm entfaltete, umschloß die Verwirklichung eines sei-

ner süßesten Träume, mit denen er sich nie beschäftigt hatte, ohne sie wie eine eitle Chimäre zu verwerfen. Er kämpfte indeß sichtlich mit einer stärkeren Empfindung, die das ihm in der Ferne gezeigte Glück mit grausamer Gewalt zurückwies. Johanna, welche sein Zögern gewahrte, warf auf ihn einen ängstlichen bittenden Blick. Sie faltete ihre Hände und sprach in einem flehenden Tone: „Sage mir, Wilhelm, daß Du mich nicht liebst, oder willige in den Vorschlag meines Vaters.“

Reepaert aber schien schnell seine Unentschlossenheit von sich abgeschüttelt zu haben, er nahm seinen Mantel wieder um, wandte sich dann zu dem alten Goldschmid und sprach mit einer Stimme, die noch bewegt war, dennoch aber einen unerschütterlichen Entschluß verkündete:

„Nein, Meister Gerard,“ so dankbar ich Euch auch für Eure großmüthige Freundschaft bin, welche Euch den Rath in den Mund legte, so wäre es doch Feigheit, wollte ich demselben Folge leisten. Du selbst, Johanna, würdest mich verachten, wenn ich selbst um Deinetwillen von der Sache meines Vaterlandes zurückträte. Man soll nicht sagen können, Wilhelm Reepaert habe seine Freunde verlassen, gerade in dem Augenblick, indem sie seines Armes am meisten bedurften. Jenem glücklichen Stillleben, welches Ihr mir mit Zauberfarben vorführt, kann ich mich nur dann hingeben, wenn ich die Pflichten gegen mein Vaterland

erfüllt habe. Lebt wohl, bald sehen wir uns wieder.“ —

„Lebe wohl, Wilhelm, lebe wohl, der Himmel beschütze Dich,“ stammelte Johanna, während der Scheidende einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Der Greis begleitete seinen jungen Freund bis auf die Straße, sagte ihm dort Lebewohl und empfahl ihm, da er doch nun einmal auf die Rathschläge der Vernunft nicht hören wolle, wenigstens die größte Vorsicht und Besonnenheit in seinem gefährlichen Unternehmen an. Reepaert versprach dies, drückte alsdann seinen breitkrämpigen Hut tief in das Antlitz hinab, verhüllte dasselbe bis zum Auge mit dem Zipfel seines Mantels und schritt rasch durch die engen und dunklen Straßen hin, welche zum Thore Maline führten. Eine Schildwache, dem Capitain ergeben, schritt vor der gewölbten Pforte auf und ab; Reepaert flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, das Thor ward geöffnet und im nächsten Moment befand sich der Verbannte draußen, jeder Gefahr enthoben.

Der Gehülfe Henricus hatte sich allerdings an dem Abend, von dem wir berichteten, in das Kämmerchen zurückgezogen, das er im Hinterhause des Meisters Quadepont inne hatte. Gekränkt und gedemüthigt durch die verschiedenen Begebenheiten des vergangenen Tages, setzte er sich auf sein Lager, um über dasjenige nachzusinnen, was er sein Schicksal

nannte. Wir wollen das Portrait, welches wir dem geneigten Leser im Anfange dieser unserer Mittheilung von diesem Menschen entworfen haben, vollenden, indem wir berichten, daß seine moralische Häßlichkeit seine physische noch weit übertraf. Der boshafte, garstige Ausdruck seiner gräulichen Augen ward durch seinen falschen und neidischen Charakter keineswegs Lügen gestraft. Er war eines jener Wesen, deren körperliche Mißgestalt durch keine geistige Eigenschaft aufgewogen wird, und die wie gewisse Gewürme Zeichen an sich tragen, die sie uns vermeiden lassen. Alles Schöne und Erhabene flößte ihm instinktmäßig einen Widerwillen ein, der sich schnell zum unversöhnlichsten Hasse gestaltete, wenn jene Vorzüge seiner Eitelkeit oder seiner Habsucht in den Weg traten. Gerard Quadepont kannte den Charakter seines Gehülfen gar wohl; derselbe aber war ein trefflicher Arbeiter, auch hatte er sich nie über seine Ehrlichkeit zu beklagen. Als der Greis gewahrte, daß er seine Ansprüche bis zur Hand seiner Tochter erhob, hatte er sich begnügt zu lächeln, da er das Mißfallen und die Verachtung kannte, womit Johanna auf ihn blickte, ein Gefühl, welches zu verbergen sie lange Zeit durch das Mitleid veranlaßt ward, das von der Natur vernachlässigte Personen stets edelen Seelen selbst dann einflößen, wann jene auch lasterhaft sind; das sie aber von dem Augenblick, in welchem sie seine Absicht auf sie bemerkte, frei an den Tag legte.

Als der Gehülfe Henricus an dem erwähnten Abend in sein düsteres Brüten versunken, dasaß, gewahrte er, daß zu so ungewöhnlich später Stunde in dem Zimmer des Goldschmids noch Licht brannte. Als die Glocke zum Letztenmale läutete, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß das Licht noch immer nicht ausgelöscht war; ein seltsamer Verdacht drängte sich seinem Geiste auf, der stets bereit war nur Arges zu denken, und ließ ihn vermuthen, daß irgend etwas Geheimes vorgehe, das er zu enträthseln beschloß. Er erhob sich demnach von seinem Lager, schlich auf den Zehen die Stiege hinab über den Hof, bis zu dem Fenster, um zwischen den Vorhängen sich zu überzeugen, was sich im Zimmer zutrage. Er sah auf diese Weise, wie Meister Gerard einen dicht in einen Mantel gehüllten Fremden in das Gemach führte. Er biß sich in die Lippen vor Wuth, als er sah wie der Letztere Johanna in seine Arme schloß und sie mit der Innigkeit der Liebe an seine Brust drückte. Als er aber in dem Antlitze des Ankömmlings die Züge des ihm wohlbekannten Anführers der Weißkappen erkannte, da machte bei ihm die Eifersucht dem Hasse und dem Rachedurste Platz. Er hielt seinen Athem an um in der Stille der Nacht einige Worte ihres Gesprächs aufzufangen, und er zitterte vor Schadenfreude, als er vernahm wie Wilhelm Reepaert dem Meister Gerard seinen Plan und den seiner Freunde mittheilte. Als der Verbannte sich wieder entfernt hatte, schlich Hen-

ricus zurück in seine Kammer, wo er die Nacht verbrachte im finsteren Hinbrüten, welchen Vortheil er für sich aus einem Geheimniß ziehen könne, welches das Schicksal seines Nebenbuhlers, ja vielleicht das des Herzogthums von Brabant in seine Hände lieferte.

Einige Tage darauf gegen die Mittagsstunde bot die Stadt Löwen einen ungewohnten seltsamen Anblick dar. Eine wunderbare Bewegung zeigte sich in den Straßen. Die Brüderschaften des heiligen Georg, des heiligen Sebastian und des heiligen Christoph waren nach ihren gewöhnlichen Versammlungsorten beschieden und begaben sich dorthin mit Bogen und Arquebüsen bewaffnet.

Bürger und Volksgruppen standen auf den öffentlichen Plätzen und Gassen umher und flüsterten geheimnißvoll mit einander. Die Thore waren verschlossen, die Wachen auf den Wällen verdoppelt, kurz alles war so angeordnet worden, als ob man eine Belagerung erwarte. Meister Gerard Quadepont, der seine Werkstatt verlassen und die Bewegung in der Straße des Bateaux sah, verließ sein Haus, von einem schwermüthigen Gefühl niedergedrückt, um sich nach der Ursache der Aufregung zu erkundigen. Henricus war schon früh ausgegangen und noch nicht wieder erschienen.

Auf dem Marktplatze angelangt, erkannte der Goldschmid in einer Gruppe von Bürgern einige seiner Freunde, unter denen sich ein kleiner alter Mann

befand, der sich ihm mit sehr wichtiger Miene näherte, so als ob er ihm etwas von Bedeutung mitzutheilen habe. „Nun, Nachbar Quadepont,“ begann er, „das sind ja ernsthafte Begebenheiten.“

„Was giebt's denn, Meister Pinnoe? Was hat sich denn so Außerordentliches zugetragen? Habe ich doch solche tumultuarische Bewegung nicht geschauet, seit jenem Tage, an welchem der Herr Herzog durch die Bresche einzog!“

„Ach, Nachbar Gerard! hoffte ich doch, daß meine Augen wie die Eurigen nie wieder eine so furchtbare Begebenheit erschauen sollten. Ich glaubte, das Maß unseres Unglücks sei gefüllt. Aber Gott der Herr weiß, wo das Elend unserer Stadt enden wird!“

„Und welches neue Mißgeschick seht Ihr voraus, Meister Pinnoe, ich sage Euch, ich weiß nicht wovon Ihr redet.“

„So wißt Ihr also nicht,“ fuhr der Nachbar Pinnoe leiser nnd mit noch gewichtigerer Miene fort, „daß die Verbannten aus Löwen, unter Anführung Wilhelm Reepaerts, in der letzten Nacht einen Versuch gemacht haben, sich der guten Stadt Vilvörde zu bemächtigen? Ein Eilbote, welcher diesen Morgen im Schlosse anlangte, hat die Kunde mitgebracht. Das kecke Unternehmen ist mißlungen, aber man sagt das Banner des Aufruhrs flattere hoch in der Luft und die Verbannten zögen gen Löwen heran. Im

Volke gährt es seit der Nachricht von ihrer Annäherung, die Weißkappen regen sich; kurz es scheint als ob sich mit den Schrecken der Belagerung noch die Greuel eines Bürgerkrieges vereinen werden. Die heilige Jungfrau und St. Petrus mögen uns beschützen."

Wie der geneigte Leser es begreift, so enthielt diese Kunde für den alten Goldschmid nichts Neues. Die Größe der Gefahr aber erschreckte ihn und die Nennung des Namens Wilhelm Reepaert erfüllte ihn mit einer Unruhe, die dem scharfen, durchdringenden Auge seines kleinen Nachbars keineswegs entging. Meister Quadepont faßte sich indeß schnell, um nicht ahnen zu lassen, daß er von dieser Begebenheit etwas vorher gewußt habe. Er antwortete nicht, sondern gab nur durch eine Geberde zu verstehen, daß er die ganze Wichtigkeit der Kunde begreife. Meister Pinnoe fuhr unterdessen fort: „Dieser Wilhelm Reepaert gehörte, wenn ich nicht irre, zu Euren Freunden?"

„Sein Vater, der alte Reepaert, war seit 30 Jahren mein Freund, Meister Pinnoe; das war ein guter Bürger und ein würdiger Mann, so recht vom alten Schlage, wie es jetzt nur noch wenige giebt. Höchstens kann man ihm Schuld geben, daß er einer von denjenigen war, deren allzufeuriger Patriotismus das Unglück unserer Stadt herbeiführte. Als der redliche Mann starb, war er von seinen eitlen Hoffnungen bereits zurückgekommen; leider hat sein Sohn jenes allzu heiße Verlangen nach Freiheit und jenen

Haß gegen die Patrizier geerbt, die späterhin so traurige Folgen nach sich zogen. Wilhelm Reepaert aber ist unstreitig ein großartiger Charakter und seine Irrthümer selbst sind nur die vielleicht ausschweifenden Resultate seiner edlen Eigenschaften."

„Und da Ihr so von ihm denkt, Nachbar Quadepont, so wünscht Ihr ohne Zweifel, daß seine Sache triumphire?"

„Was ich in dieser Rücksicht möchte, Nachbar Pinnoe, gilt gleichviel. Mein hauptsächlichster Wunsch aber ist der, daß die Ruhe, die wir seit sieben Jahren genießen, und die wir wahrlich theuer genug erkauft haben, nicht wieder gestört werden möge!"

„In dieser Hinsicht haben wir leider viel zu fürchten, Nachbar," erwiderte Meister Pinnoe. „Da seht, es scheint, die ganze Stadt ist auf den Beinen. Schauet, da sind die Brüder vom heiligen Georg, die begeben sich auf den Wall beim Thore Maline. Aber wer weiß ob sie beabsichtigen das Thor zu vertheidigen, oder es den Insurgenten zu öffnen. Sie haben früher mit den Weißkappen stets gemeinschaftliche Sache gemacht. Und dann die Gewerke, man sagt, der Aelteste der Weberzunft habe in ihrer Versammlung öffentlich darauf angetragen, sich den Empörern anzuschließen. Aber die Dinge gehen nicht mehr so, wie vormals unter Coutherel. Der Burggraf von Montenaken ist zu sehr großer Herr, als daß er das Interesse des Adels verrathen sollte, und der Einfluß der Pa-

trizier auf die Gemeinde ist zu bedeutend, als daß von dieser Seite etwas zu befürchten wäre!"

Meister Quadepont erwiderte hierauf nichts, denn seine Ansichten in dieser Rücksicht stimmten mit denen seines Nachbars nicht überein, und er hielt es nicht für gerathen, demselben in diesem Augenblick zu widersprechen. Er schien seine ganze Aufmerksamkeit auf die auf dem Marktplatze stattfindende Bewegung zu richten. Das Getümmel dort nahm immer mehr und mehr überhand. Das Gerücht verbreitete sich, daß sich der Magistrat versammelt habe, um zu berathschlagen, welche Maaßregeln unter so ernsten Umständen zu ergreifen wären. Das Volk drängte sich besonders in die Nähe des Stadthauses, und die beiden Hellebardierer, welche vor dem Eingange Wache hielten, konnten nur mit großer Mühe dem Zudrange der Menge wehren. Von Zeit zu Zeit bewegte sich ein Adeliger, welcher mit seinem Gefolge in seine Wohnung zurückkehrte, langsam über den Platz; einige Gruppen richteten auf ihn drohende Blicke, welche von den Soldaten seines Gefolges mit Trotz erwidert wurden.

Der Goldschmid und sein Freund erkannten hier und da in der Menge einige jener finsteren Gesichter, die sich nur dann zeigen, wenn es unruhige Zeiten giebt, und die schon aus der Ferne den Aufruhr und den Bürgerkrieg verkünden, gleich wie die einem Heere vorausgreifenden Geier das zukünftige Schlachtfeld be-

zeichnen. Besorgniß und Neugier sprachen aus allen Gesichtern, aber sie drückten sich darin auf verschiedene Weise aus, je nachdem der Partheigeist die Nachrichten aufnahm, welche sich in den Gruppen verbreiteten. Bald hieß es, das Heer der Insurgenten sei bei Vilvörde aufs Haupt geschlagen, und die letzten Ueberreste seien in die Wälder getrieben worden; bald hatte ein auf schäumenden Rosse angelangter Eilbote die Kunde gebracht, daß Wilhelm Reepaert in Eilmärschen auf Löwen heranrücke, und daß die Lärmglocke vom St. Peters Thurme bald in der Stadt und der Umgegend den allgemeinsten Schrecken verbreiten würde. Dann hieß es wieder, zwischen den Feinden außerhalb und den Unzufriedenen innerhalb sei eine bedeutende Verschwörung angezettelt worden, wobei einige der geachtetsten und angesehensten Bürger als Theilnehmer genannt wurden. Böswillige Gemüther forschten in ihrer Erinnerung nach Verwandtschafts- und Freundschaftsbanden, welche etwa zwischen den Verbannten und den verdächtigen Bürgern bestanden, und so war es ganz natürlich, daß der Name Gerard Quadepont neben Wilhelm Reepaert genannt wurde. Der vorsichtige Greis bemerkte bald, daß er der Gegenstand einiger forschenden Blicke geworden war, und schon wollte er sich langsam zurückziehen, als ihn plötzlich jemand auf die Schulter schlug. Er wandte sich rasch und war nicht wenig erstaunt, vor sich einen Mönch zu gewahren, dessen Kutte sein Antlitz verhüllte, der

ihn aber winkte ihm zu folgen. Er zögerte einen Augenblick, dann wandte er sich zu Meister Pinnoe, welcher vor dem Tumulte den Umstand mit dem Mönche nicht bemerkt hatte. „Nachbar," sprach er, „wenn die Narren losgelassen sind, müssen die klugen Leute daheim bleiben; ich kehre nach Hause zurück. Auf Wiedersehen also!"

„Da habt Ihr Recht, Nachbar," entgegnete Pinnoe, „was aber mich betrifft, so gestehe ich Euch, daß ich aus Neugier mitunter gern den Narren mitmache, ich bleibe!"

Meister Quadepont wandte sich jetzt, aber der Mönch war verschwunden. Als er indeß seine Blicke nach ihm umherschweifen ließ, gewahrte er, wie er seine Schritte nach dem St. Peters Platze lenkte. Der Goldschmid drängte sich jetzt durch die Menge und schlug denselben Weg ein. Dann und wann blickte der Mönch hinter sich, so als wolle er sich überzeugen ob er auch gefolgt werde; endlich hemmte er seine Schritte vor den Stufen die zu dem Kirchhofe führten. Als der alte Goldschmid bei ihm angelangt war, stieg sein geheimnißvoller Führer vor ihm die Stufen an, schritt links über den Kirchhof hin und trat in eine kleine Capelle, von der man auf die Straße nach Brüssel schauen konnte. In der Mitte dieser Capelle erhob sich ein kleines Standbild der heiligen Jungfrau, und aus den Fenstern blickte man hinab auf einen großen Platz, auf dem es von Menschenköpfen wogte.

der mehr als zehn Fuß über den Platz erhabene Kirchhof war von einer aus Quadersteinen geformten Brustwehr umgeben, und in der Nähe des südlichen Eingangs zur Kirche, auf welchem Wege der Goldschmid und der Mönch heraufgelangt waren, befand sich ein kleines, schwärzliches, verfallenes Haus, welches dem Todtengräber zur Wohnung diente. Das an diesem Ort herrschende Schweigen bildete zu dem Getobe draußen einen um so auffallenderen Contrast.

Als sie in die Capelle getreten waren, wandte sich der vermeintliche Mönch zu Meister Gerard, schlug seine Kapuze zurück, und zeigte den staunenden Blicken seines alten Freundes das Antlitz Wilhelm Reepaerts.

Die Züge des Verbannten verkündeten Kummer und Entmuthigung; die acht Tage, welche seit ihrer letzten Zusammenkunft dahin geschwunden waren, hatten ihn um zehn Jahre gealtert. Seine schönen und ernsten Züge, denen die beiden edelsten Leidenschaften des menschlichen Herzens: Liebe und der Durst nach Freiheit, vormals den Ausdruck der Begeisterung verliehen, sprachen jetzt nur Schmerz und Niedergeschlagenheit aus. Man brauchte ihn nur zu sehn, um überzeugt zu sein, daß ein tödtlicher Schlag sein Herz getroffen hatte.

Diese Gedanken durchflogen das Gehirn des alten Goldschmids, während er seinen jungen Freund in der Verkleidung betrachtete. Wilhelm Reepaert erfaßte seine Hand und sprach in einem durchdringenden Tone,

welcher von der heftigsten Gemüthsbewegung zeugte: „Meister Gerard, mein würdiger Freund! Bevor ich sterbe, muß ich Euch noch mein letztes Lebewohl sagen. Es ist alles dahin — wir werden uns nicht wiedersehen! Kann ich noch die Grenze erreichen, verlasse ich mein Vaterland auf immer. Alle unsere Hoffnungen sind vernichtet.“

„Was, Euer Unternehmen?“ —

„Ist gescheitert, alles ist verloren!“

„Aber Eure Freunde?“

„Sind zerstreut und auf der Flucht!“

„Und Eure Anhänger in der Stadt, die nur auf ein Zeichen von Euch warteten, um die weiße Kappe wieder zu ergreifen?“ —

„Alles, alles ist dahin und verloren, sage ich Euch. Ein Verräther hat sich unter uns eingeschlichen, alle unsere Projecte wurden vereitelt. Als wir den Angriff auf Vilvörde unternahmen, war die Besatzung durch eine Nachricht aus Löwen bereits gewarnt worden; meinen Besuch bei Euch vor acht Tagen, der Plan, den ich Euch mitgetheilt, alles, alles bis in die kleinsten Details ist verrathen worden. Und dennoch hat Niemand um dieses Vorhaben gewußt, Niemand als Ihr und Johanna. Der uns befreundete Capitain ward heute zu seinem Vorgesetzten gerufen, welcher ihm verkündete, daß seine Verbindung mit uns bekannt sei. Der Verrath ist uns überall gefolgt, und ich, Wilhelm Reepaert, werde zur Belohnung

dafür, daß ich mein ganzes Leben meinem Vaterlande weihte, ihm mein ganzes Glück opferte, bald in ganz Brabant keinen Fleck mehr haben, mein Haupt hinzulegen."

„Und was denkt Ihr jetzt zu beginnen?" fragte mit schwerem Herzen Meister Gerard.

„Ich weiß es nicht!" entgegnete der Verbannte. „Einige meiner entschlossensten Freunde haben sich der alten Commanderie Kesselstein bemächtigt, deren alte Mauern ihnen noch einige Tage lang Schutz gewähren können. Darum ist für mich doch jede Hoffnung verloren, mir bleibt keine andere Wahl als die Flucht in ein fremdes Land, oder das entehrende Leben eines Straßenräubers in den Wäldern, gleich den wilden Ebern, bis zum schmachvollen Tode auf dem Hochgericht. Ich hatte viel vom Volk erwartet, meine letzte Hoffnung ist dahin!"

„Und meine arme Johanna?" fragte der Greis in großer Bewegung.

Bei dem Namen Johanna erblaßte das bleiche Antlitz des Verbannten noch mehr. Er erwiderte nichts, senkte aber das Haupt und blickte durch das Fenster der Capelle schwermüthig hinab auf die auf dem Platze versammelte Menschenmenge. In diesem Augenblick schallte ein verwirrtes Geschrei herauf. Ein Herold mit den Farben Brabants bekleidet, auf einem stolzen weißen Rosse, ritt langsamen Schrittes daher, von sechs Trabanten der Herzogin begleitet, und von

einer Schaar des gemeinsten Pöbels umdrängt. Zwei Trompeter ritten voran, und ließen ihre schmetternden Töne weithin über den Platz erschallen.

Der Zug machte auf der Mitte desselben gerade vor der Capelle halt, worauf der Herold langsam ein Pergament entrollte, welches er in der Hand hielt. Reepaert und sein betagter Freund athmeten kaum und horchten mit der gespanntesten Erwartung hinab. Die Neugier vielleicht mehr als der Respekt vor dem Gesandten der Herzogin ließ plötzlich eine tiefe Stille eintreten, worauf der Herold den Inhalt des Pergaments mit durchdringender Stimme vorlas:

„Wir Johanna, von Gottes Gnaden Gräfin von Löwen, Herzogin von Brabant, Lothringen, Limburg und Luxemburg, bringen allen denjenigen, welche dieses vernehmen werden, unsern Gruß zuvor:"

„Da wir vernommen haben, daß die aus Löwen und seiner Umgegend wegen Aufruhrs verbannten Böswilligen und Unruhstifter, es neuerdings gewagt haben, unsere Befehle zu überschreiten und einen Angriff auf unsere gute Stadt Vilvörde versuchten;"

„Ferner in Betracht, daß seit dem Zeitpunkte ihrer Verbannung sie nicht aufgehört haben, das Land zu verheeren und die Dörfer, Schlösser und Ortschaften, die ihrer Gewalt ausgesetzt waren, zu plündern und zu berauben;"

„Aus diesen Ursachen erklären wir sie hiermit aller ihrer bürgerlichen Rechte verlustig. Verbieten

wir allen Einwohnern Brabants bei Todesstrafe, ihnen weder ein Obdach zu verleihen, noch ihren Hunger und Durst zu stillen. Wir erklären sie außer dem Gesetz und absolviren den von der Strafe des Mordes, welcher ihr Blut vergießt. Zu gleicher Zeit fordern wir alle unsere waffenfähigen Bürger auf, sie zu verfolgen, sie wie wilde Thiere bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu jagen, und sie ohne Erbarmen zu vernichten."

„Zum Zeichen aber, wieviel uns daran gelegen ist, die Ruhe unserer getreuen Unterthanen zu sichern: setzen wir hiermit einen Preis von 200 Rosenobles auf den Kopf des Hochverräthers Wilhelm Reepaert!"

„Zur Bestätigung haben wir dieser Urkunde unser Siegel beigefügt." —

„Gegeben in unserm Schlosse zu Löwen, am 5. October des Jahres 1390.

Unterzeichnet

Johanna."

Diese Proclamation war von der Menge mit stummer Bestürzung vernommen worden. Kaum aber hatte der Herold seine Lesung vollendet, als alles in ein lautes Freudengeschrei und den alten Kriegsruf der Niederlande ausbrach: „Vertrauet getrost auf Gottes Beistand: Hoch lebe der Löwe von Brabant!"

Während der Lesung der Proclamation, die einen Preis auf seinen Kopf setzte, hatte Wilhelm Reepaert

unbeweglich dagestanden, ohne daß seine Züge Furcht und Staunen ausdrückten. Sein starrer, finsterer Blick aber, seine zusammengepreßten Lippen athmeten eine tiefe Verachtung. Als er vernahm, wie das Volk dem blutigen Edicte zujauchzte, und den alten vormals bei der Vertheidigung der Freiheit gesungenen Vers schändete, wandte er sich zu seinem alten Freunde, und ein Lächeln voll unbeschreibbarer Bitterkeit erzählte dem Greise von dem Abscheu und der Entmuthigung, welche diese Entwürdigung dem Verbannten einflößte. Meister Quadepont, den die Vorlesung des Pergaments höchst bestürzt gemacht hatte, beobachtete fortwährend ein beharrliches Schweigen, welches Reepaert zuerst brach, indem er sprach: „Nun, Meister Gerard, habt Ihrs gehört?“

„Was wollt Ihr denn jetzt beginnen?“ entgegnete der Greis.

„Fliehen!“

„Aber wohin und wie?“

„Ich weiß es nicht! — Ich stelle der göttlichen Vorsehung mein Schicksal anheim!“

„Reepaert, mein Haus hat Euch schon früher einen Zufluchtsort gewährt. Kommt auch jetzt dorthin, bis wir Mittel und Wege gefunden haben, Euch über die Grenze zu schaffen!“

„Wie, und zum Dank für Eure Gastfreiheit sollte ich Euch der Rache der Herzogin Preis geben? Statt meines Kopfes würde sie den Euren nehmen.“

„Gleich viel!“ sprach Meister Quadepont, „jetzt gilt es, nicht an mich, sondern an Euch zu denken!“

„Nein, nein, mein wackerer Freund, das wäre Feigheit. So lange mein Fuß den Boden Brabants betritt, darf mein Haupt unter keinem Dache rasten. Mit Hülfe dieser Verkleidung werde ich mich meinen Freunden in den Mauern von Kesselstein anschließen, und von Nacht zu Nacht, von Einöde zu Einöde, werde ich trachten Hollands oder Gelderns Grenze zu erreichen, indem ich vor den Pforten der Klöster oder der Pachthöfe mir ein Stück Brod als Almosen erbetteln werde.“

„Eure Freunde, Reepaert?“ fragte der Greis. „Seid Ihr auch gewiß noch deren zu besitzen? Zweihundert Goldstücke sind ein schöner Preis für einen Verrath.“

„Nein, nein,“ entgegnete Reepaert lebhaft, „jene sind verbannt wie ich. Jetzt lebt wohl, mein würdiger Freund, gebe Gott daß wir uns unter glücklicheren Umständen wiedersehen!“ —

Meister Quadepont drang vergebens in den jungen Mann, die ihm dargebotene Zufluchtsstätte anzunehmen; Reepaert aber weigerte sich mit Bestimmtheit, rührte ihn gleich die Großmuth seines Freundes ungemein. Er schloß denselben noch einmal mit Innigkeit in seine Arme, zog die Kapuzze dicht über das Antlitz hinab und schickte sich eben an, die Stufen hin-

unter zu steigen, als ein Ruf aufs neue seine Schritte hemmte.

„Und Ihr wollt fort, ohne Johanna noch einmal gesehen zu haben?“ fragte Meister Gerard.

Reepaert zögerte einen Augenblick, dann entgegnete er: „Wenn ich das Verlangen nicht aussprach, Freund, so geschah es, weil ich hoffnungslos darauf verzichtete. Ob ich sie wiedersehen möchte!“ fügte er hinzu, seine Schritte zurücklenkend, „ach, wenn ich sie nur noch ein einziges Mal schauen könnte!“

„Morgen um drei Uhr in der Abtey Parc les Dames,“ erwiderte der alte Goldschmid. Sie drückten sich noch einmal die Hände, Reepaert eilte dann die Stufen hinab und verlor sich unter der Menge. Der Greis kehrte langsam in seine Wohnung zurück, unablässig beschäftigt mit dem, was sich so eben zugetragen.

Als der Herold die Proclamation vorlas, hatte sich unter den Zuhörern Einer befunden, auf den der Inhalt derselben einen wunderbaren Eindruck machte. Anfangs hatte er mit alberner Neugier, ohne ein anderes Interesse, den Worten des Herolds gehorcht, als aber der Name Wilhelm Reepaert ausgesprochen ward, durchzuckte ihn eine wilde boshafte Freude. Nach beendigter Lesung schritt er nachgrübelnd weiter und murmelte dabei vor sich hin: „Zweihundert Rosenobles für denjenigen, der den Kopf Wilhelm Reepaerts bringt! — Verräther! doppelter Verräther, Henricus, das wäre ein Meisterstreich! Wenn ich es

ins Werk richte — ich wäre von einem verhaßten Nebenbuhler befreit und hätte Geld um auf die Hand Johannas Anspruch machen zu können. Ja, ja, du schönes, bleiches Mädchenbild, du warst nur darum so stolz und hochmüthig, weil du zum Geliebten einen Ritter hattest, der die weiße Kappe trug; du feines Püppchen, du Tochter eines Goldschmids, du verwarfst den Henricus und zogst ihm einen Vagabonden vor, dessen Hand nichts versteht als den hochverrätherischen Degen zu führen! Aus deiner Liebe mache ich mir gerade auch nicht viel, mehr aus den Goldsäcken und Kostbarkeiten des alten Fuchses, deines Vaters. Bald aber, mein Täubchen, wirst du geschmeidiger werden. Anfangs wirst dn weinen, das ist in der Ordnung, dann wird dich der Vater Gerard trösten — er wird dir beweisen, daß du, da du jung und reich bist, einen anderen Freier finden wirst und wird zuletzt dir anrathen, einen jungen geschickten Mann zu nehmen, der sein Geschäft fortsetzen kann. Und auf wen könnte die Wahl wohl anders fallen, als auf die treue Seele, den Henricus, dessen langjährige Dienste eine solche Belohnung wohl verdienen."

Nachdem er diesen Plan herausgegrübelt hatte, kehrte Henricus zurück in seines Meisters Wohnung, fest entschlossen am Abend das Gespräch zwischen Vater und Tochter zu belauschen, um über den Zufluchtsort Wilhelm Reepaerts Näheres zu erfahren, von dem,

seiner Meinung nach, der alte Goldschmid etwas wissen wußte.

Als der alte Goldschmid heimgekehrt war, ließ er Abends seine Tochter zu sich rufen; er wußte nicht, wie er ihr die schreckliche Begebenheit mittheilen sollte. Das öffentliche Gerücht aber hatte Johanna schon sowohl von der Niederlage der Weißkappen, wie von dem Edict der Herzogin rücksichtlich Reepaerts in Kenntniß gesetzt. Sie weinte nicht, aber ihr starres, thränenloses Auge, ihre fest zusammengepreßten, bleichen Lippen verkündeten eine finstere Entschlossenheit.

„Ich weiß alles, mein theurer Vater,“ sprach sie, als dieser ins Zimmer trat, „aber Wilhelm, wo ist er?“

„Ich sah ihn.“

„Wie Ihr sahet ihn? Wann und wo?“

„So eben, auf dem Marktplatze!“

„Großer Gott, er ist in der Stadt? Man wird ihn ermorden! Warum habt Ihr ihn nicht hierher geführt?“

„Beruhige Dich, meine Tochter, und höre mich an.“

Der Greis erzählte hierauf seiner Tochter seine Zusammenkunft mit Reepaert. Johanna bestürmte ihn mit Fragen und er mußte ihr jede Sylbe ihres Geliebten wiederholen. Einzelne Thränen perlten bei dem Anhören über ihre Wangen; als aber ihr Vater von der Zusammenkunft sprach, die er dem Verbann-

ten am folgenden Tage in der Abtey zugesagt hatte, da rief sie lebhaft aus: „Ja, ja mein theurer Vater, Ihr handeltet recht, ich will ihn noch einmal sehen! Gestattet nur der Himmel, daß er glücklich ein fremdes Land erreiche, dann habe ich ihn nicht zum Letztenmal erblickt, dann theile ich seine Verbannung!"

„Wie, Du?"

„Dieser mein Entschluß, kann er Euch in Erstaunen setzen, mein Vater? Habt Ihr nicht selbst Euch vor acht Tagen erboten, mit Reepaert in ein fernes Land zu fliehen?"

„Nun ja damals, aber jetzt?" —

„Jetzt wo er noch unglücklicher ist, soll ich weniger für ihn thun? Nein, morgen in der Abtey Parc les Dames soll meine Tante Judith unsere Gelübde empfangen, und sobald Wilhelm ein fremdes Land erreicht hat, theile ich sein Schicksal." —

Meister Gerard Quadepont erwiderte hierauf nichts. Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor seiner Tochter stehen, eine Thräne perlte über seine Wange, es war vielleicht die einzige, die er seit 50 Jahren geweint hatte.

„Also, Johanna, Du würdest wirklich Deinem alten Vater den Rücken wenden, würdest ihn allein sterben lassen?" fragte er. —

„Ach, mein Vater, wie mögt Ihr wohl so sprechen," fragte die Tochter, „Ihr würdet uns begleiten."

„Nein, nein, mein Kind," entgegnete der Goldschmid kopfschüttelnd, „das wäre Thorheit, ich wußte nicht was ich sprach, als ich dergleichen an Reepaert äußerte. Mein Herz sprach, mein Gefühl hielt meine Vernunft gefangen. Im 68sten Jahre wechselt man nicht mehr den Aufenthalt. Und überdem, wie könnte ich in der unruhigen Zeit, in der wir leben, unser Vermögen fortschaffen."

„Vater," entgegnete Johanna im dumpfen Tone, „so bleibt und bewahrt Euer Vermögen, — ich folge Wilhelm Reepaert!"

Am folgenden Tage früh Morgens wunderten sich die Bürger und die die Straße des Bateaux Passirenden über den Prunk der sich vor der Thür des Aeltesten der Goldschmiede-Zunft entfaltete. Zwei stattliche schwarze Maulthiere, von denen das kleinste einen Damensattel trug, standen kostbar gezäumt und mit weißen Federbüschen geschmückt vor der Thür und harrten ihrer Reiter, mit der diesen Thieren eigenthümlichen Gleichgültigkeit. Vier trefflich gewaffnete Männer, welche Meister Gerard für diesen Tag eigends gemiethet hatte, standen zur Seite der Maulthiere, so als gälte es dem Dienste eines Edelmannes. Die durch diese ungewohnte Erscheinung an die Hausthüren gelockten Nachbaren zerbrachen sich den Kopf über die Ursachen dieser Anstalten und rümpften die Nase über die Pracht einer solchen Begleitung, die, wie sie

meinten, keineswegs einem Bürger gezieme, habe derselbe gleich, wie Meister Gerard, als Goldschmid des vorigen Herzogs vielfache Gelegenheit gehabt, sich zu bereichern. Als aber diejenigen sich zeigten, für welche die Maulthiere bestimmt waren, da wuchs der Neid noch mehr, Meister Gerard schritt daher im ganzen Gefühle seiner Wichtigkeit, während Johanna ihr Maulthier mit einem Anstand und einer Gewandtheit bestieg, die unverkennbar darthat, daß sie dieser Uebung nicht ungewohnt sei. Sie trug eine Art von Turban, mit einem langen Schleier, der sie fast ganz und gar verhüllte. Ihr kostbares Reitkleid von schwarzem Sammt war mit Pelzwerk reich verbrämt. Meister Gerard konnte sich, trotz seiner verständigen Grundsätze, eines Anflugs von Stolz nicht erwehren, als sein Reichthum auf diese Weise zur Schau gelegt wurde, und als er gewahrte, wie sich alle Blicke voll neidischer Bewunderung auf seine geliebte Tochter richteten. Er setzte sich gemächlich auf sein Maulthier, gab dem Gefolge seine Verhaltungsbefehle und erwiderte die Begrüßungen der Nachbaren mit der Handbewegung eines Protectors.

Gerade aber, als der kleine Zug sich in Bewegung setzen wollte, ward der Goldschmid von seinem nächsten Nachbar, dem kleinen Meister Pinnoe, angerufen, welcher mit der ihm eigenthümlichen, näselnden Stimme fragte: „Ei, ei, Nachbar Quadepont, wohin zieht Ihr denn mit dem vollwichtigen Gefolge. Ohne Zwei-

sel geleiten die Bewaffneten Goldschmiedearbeit, für ein benachbartes Schloß, oder für ein Kloster der Umgegend. Jungfrau Johanna hat sich ja so prächtig angethan, wahrlich ein hohes Edelfräulein dürfte sich ihres Anzugs nicht schämen.“

„Ihr irrt, Nachbar,“ entgegnete Meister Quadepont, „ich will nur meiner ehrwürdigen Schwester Judith einen Besuch abstatten, welche wie Ihr wißt, Aebtissin zu Parc les Dames ist; Johanna begleitet mich, um in der Kirche der Abtey ihre Andacht zu verrichten; das ist Alles.“

„Dann sei der Himmel mit Euch!“ entgegnete der Nachbar, indem er sich zurückzog und ungläubig den Kopf schüttelte. —

Meister Gerard und sein Gefolge verließen die Stadt durch das Thor Maline, und ritten durch das Dorf Wilsale der Abtei Parc les Dames zu. Als sie an dem Schlosse Blünberg, dem Wohnsitze der angesehenen Familie von Schorn, vorüberzogen, zeigte der Goldschmid seiner Tochter in der Ferne die Kesselberge, auf denen die Ruinen von Kesselstein lagen. Johanna, welche bisher das tiefste Schweigen beobachtet hatte, zuckte bei Nennung dieses Namens mächtig zusammen. Diese Ruinen waren jetzt die einzige Zufluchtsstätte, wo Wilhelm Reepaert sein geächtetes Haupt rasten konnte. Ihr Herz pochte fast hörbar, als sie sich dem Orte näherte, der ihrem Geliebten Schutz gewahrte; sie verharrte indessen in ihrem Schweigen, denn auch

der Greis war gegen seine Gewohnheit ungemein wortkarg. Eine trübe Ahnung hatte ihn erfaßt. Seit dem vergangenen Abend war zwischen ihm und seiner Tochter ein peinliches, gezwungenes Wesen eingetreten; die ruhige Festigkeit, mit welcher ihm Johanna ihren festen Entschluß, Reepaert in die Verbannung zu folgen, verkündete, hatte ihn überrascht. Er kannte zu gut ihren entschlossenen Sinn, als daß er noch einen Versuch hätte machen sollen, ihren Vorsatz zu erschüttern, aber er beklagte denselben schmerzlich. Der Gedanke sein Vaterland verlassen zu sollen, ein Gedanke, den er in einem Ausbruch seiner Großmuth unüberlegter Weise ausgesprochen hatte, trat ihm jetzt schreckenvoll entgegen, weniger wegen der Gefahr und der Beschwerden eines solchen Unternehmens, als weil es galt den Ort zu verlassen, in welchem ihm mehr als 60 Jahre seines Lebens dahin geschwunden waren. Die Ruhe seines Daseins war vernichtet, sein Glück war in seinen theuersten Neigungen bedroht, und welches auch immer das Schicksal Wilhelm Reepaerts sein mochte: ob es ihm gelang die Grenze zu erreichen, oder ob er in die Hände seiner Feinde und sein Haupt auf dem Schaffotte fiel, er sah in jedem Falle für sich und seine Tochter nur eine schmerzliche Zukunft.

Der Zug bewegte sich jetzt in einen Hohlweg hinab, der zu einem Flusse führte. Der graue und schwermüthige Himmel eines Oktobertages, die welken, dürren, unter den Füßen der Maulthiere rasselnden

Blätter, die Stille auf den verlassenen Feldern, der Nebel, welcher die Tiefe der Gegend verhüllte, alle diese Zeichen der Trauer, welche der Herbst über die Natur verbreitete, trugen unfehlbar viel dazu bei, die trübseligen Träumereien Johannas und ihres Vaters noch mehr zu steigern. Der Weg führte an dem Moraste von Lovensbrock vorüber, in dessen Tausenden von Irrlichtern der Aberglaube zu jener Zeit noch die Seelen der 100,000 Normannen zu schauen glaubte, welche durch Kaiser Arnold hier den Tod fanden. Eine hölzerne Brücke führte sie über den Fluß, und gegen Mittag erreichten sie die Abtei Parc les Dames.

Dieses alte Gebäude lag in der Nähe des Dorfes Wetzemäl. Eine hohe, von einem tiefen Graben umgebene Mauer umschloß dasselbe auf allen Seiten. Meister Gerard, welcher die Klosterregel kannte, die den Eintritt in das Kloster jedem Manne, ganz besonders aber jedem Soldaten auf das Strengste untersagte, brachte seine Begleitung in einem zum Kloster gehörenden Pachthof unter, worauf er, von Johanna begleitet, sich zur Klosterpforte begab und an dieselbe pochte. Die Pförtnerin, welche den Bruder und die Nichte der Aebtissin erkannte, öffnete sogleich die Thür und führte sie ins Sprachzimmer. Als sie eintraten, erhob sich ein in einem Winkel sitzender Mönch und schritt ihnen entgegen. Johanna erkannte auf den ersten Blick Wilhelm Reepaert und mit dem einzigen Ausruf: „Wilhelm! Johanna!“ sanken die Liebenden sich

in die Arme und hielten sich einige Augenblicke lang schweigend umschlungen; endlich fand Johanna zuerst die Sprache wieder, sie erfaßte die Hand des Geliebten und sprach mit großer Lebhaftigkeit. „Wilhelm, wir müssen eilen, wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich wollte Dich noch einmal sehen, um Dir die Hoffnung, daß wir uns auf einem gastlicheren Boden wiederfinden werden, mit auf den Weg zu geben. Mein Entschluß steht felsenfest. Reise jetzt allein ab, suche England oder Holland zu erreichen; bist Du außer Gefahr, so sende mir Kunde und ich werde sofort zu Dir eilen und mich bemühen Dein Unglück zu mildern. Gieb mir keine Antwort," fügte sie hinzu, als sie gewahrte, daß Reepaert im Begriffe stand, ihr ihr großmüthiges Anerbieten auszureden, „es ist keine Zeit zu nutzlosen Wortwechseln, sprich nur, liebst Du mich genug, um mir zu gestatten, Dir in die Verbannung zu folgen?" —

„Ich liebe Dich zu heiß, zu innig, um ein solches Opfer von Dir zu begehren," erwiderte feurig der junge Mann, „ich ziehe es vor, allein fern von Dir zu sterben, als es mit anzusehen, wie Du mein Unglück theilst."

„Ich werde es nicht mit Dir theilen, ich werde es lindern," versetzte Johanna, „ich bin reich, Du wirst frei und wir werden also glücklich sein. Ja, ja, Reepaert, Reepaert, wenn Du willst, können wir noch glücklich werden, sag, willst Du es?"

„Ob ich es will! Aber — —"

„Kein Wort weiter," unterbrach ihn Johanna, „das ist noch nicht Alles. Damit uns förder nichts mehr trenne, soll, noch bevor wir heute scheiden, ein heiliges Gelübde uns auf immer mit einander verbinden. Der Kaplan dieser Abtei soll unsere Hände in einander legen."

„Johanna, meine Johanna!" rief Reepaert, indem Thränen seinen Augen entströmten, „ich verdiene so viel Liebe, so viel Anhänglichkeit nicht. Möge der Himmel Dir es lohnen!"

Und von der gewaltigsten Rührung erfaßt, beugte er seine Kniee vor der Geliebten, erfaßte ihre Hand und führte sie an seine Lippen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Aebtissin trat in das Sprachzimmer.

Die Aebtissin war höchlich erstaunt, einen Mönch zu den Füßen ihrer Nichte zu erblicken, der ihre Hände mit Feuerküssen bedeckte, die jede Erklärung überflüssig machten. Sie hemmte ihre Schritte in der Nähe der Thür und blickte auf Meister Gerard, so als befrage sie ihn um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung; aber noch bevor der Greis etwas erwidern konnte, eilte Johanna auf ihre ehrwürdige Tante zu und machte dieselbe mit wenigen beredten Worten mit dem Beweggrunde des Besuchs bekannt. Sie erzählte ihrer Base in der Kürze die Geschichte Wilhelm Reepaerts, schilderte ihre gegenseitige Liebe und den auf ihm lasten-

den furchtbaren Spruch; darauf unterrichtete sie ihre Tante von ihrem festen Entschluß, sich mit ihrem Geliebten vor dessen Abreise durch ein unauflösliches Band zu vereinen, und ihm später in die Verbannung zu folgen. Die Aebtissin, welche eine kluge, besonnene Frau war, und die in ihrem vorgerückten Alter die Macht der Leidenschaft und ihre Wirkungen nicht mehr begriff, schüttelte mitleidig den Kopf als sie die Aufregung ihrer Nichte bemerkte und versuchte es, ihr die Thorheit und die Gefahr eines solchen Projektes auseinander zu setzen.

„Wartet doch noch,“ sprach sie, „die Zeiten können sich ändern, die Herzogin Johanna ist gut und großmüthig; sie ist eine Eingeborne Brabants, und kennt die Leiden, welche die Habsucht des verstorbenen Herzogs über ihr Vaterland herbeigezogen. Mit der Zeit können wir vielleicht die Begnadigung Wilhelm Reepaerts erlangen, versteht sich, wenn er selbst aufhört das Land zu beunruhigen. Laßt Reepaert Brabant verlassen; wir wollen unseren ganzen Einfluß verwenden, die Aufhebung des furchtbaren Edictes zu bewirken, dann kann er wieder nach Löwen zurückkehren. Ihr könnt alsdann ohne Besorgniß Eure Verbindung schließen, und braucht nicht jeden Augenblick zu zittern, Eure Ehe durch den Tod eines Mörders getrennt zu sehn.“

Dieser Rath war verständig und weise. Meister Gerard Quadepont, welcher bisher ein stummer Zu-

schauer der Scene gewesen war, gab nach der Rede seiner Schwester ein beifälliges Zeichen und fügte hinzu: „Meine ehrwürdige Schwester hat vollkommen recht. Ihr beklagt Euch über Euer Schicksal; aber man muß lernen sein Glück durch Geduld und die ergebungsvolle Fügung in den Willen des Allmächtigen zu erkaufen."

Johannas Phantasie aber war von den stattgefundenen Begebenheiten bis zu dem Punkte aufgeregt, auf welchem die Rathschläge der Vernunft, statt sie zu beruhigen, solche nur noch mehr erhitzen. Sie schwieg, aber ihre Züge bekamen wieder jenen finsteren und entschlossenen Ausdruck, mit welchem sie am verflossenen Abend das Gespräch mit ihrem Vater abgebrochen hatte. Reepaert, welcher sich auf's Neue der Hoffnung hingab und den der Gedanke belebte, seine Verbannung mit der Geliebten zu theilen, rief feurig: „Meine Begnadigung, ich hoffe und verlange sie nicht! Lieber will ich meinem Vaterlande auf immer den Rücken wenden, als friedfertig in demselben unter den Ruinen seiner Freiheit leben!"

Die Aebtissin und ihr Bruder wandten noch einmal alle ihre Beredsamkeit an, um Johanna zur Abänderung ihres Projektes zu bewegen, jedoch vergebens. Endlich überzeugt, daß jede fernere Vorstellung fruchtlos bleiben würde, willigte die Aebtissin ein, daß ihre Trauung in der Kapelle der Abtei stattfinden solle.

Zur Verständlichkeit der nunmehr folgenden Begebenheiten müssen wir unsere geneigten Leser zurückführen zu jenen Zeitpunkte, in welchem Henricus, nach Lesung des Edicts, nach der Wohnung des Meisters Quadepont zurückkehrte.

Wie wir schon berichtet, bewohnte der Gehülfe ein Zimmer im Hinterhause. Wie an jenem Abend, als er das Gespräch zwischen Reepaert, seinem Herrn und dessen Tochter belauschte, von dessen Inhalt er insgeheim den Behörden Kunde gab, damit das Unternehmen seines Nebenbuhlers scheitern, und dieser untergehe, schlich er auch jetzt auf den Zehen hinab, und legte das lauschende Ohr an die Fensterscheiben die von dem Gemache des Goldschmid's auf den Hof hinausgingen. Auf diese Weise behorchte er die Unterredung zwischen Johanna und ihrem Vater, aus welcher er erfuhr, daß sie am folgenden Tage in der Abtei Parc les Dames mit Wilhelm Reepaert zusammen treffen wollten; eben so erfuhr er die Verkleidung des Verbannten als Mönch, so wie daß derselbe in Löwen gewesen sei und unter den Ruinen von Kesselstein eine Zuflucht suchen wolle. Johannas Aufregung, aus der ihre leidenschaftliche Liebe für Reepaert auf das Unverkennbarste hervorging, steigerte den Haß und die Rache des Gehülfen aufs Aeußerste. Er überlegte die ganze Nacht, wie er den Verbannten am sichersten verderben könnte, und kaum brach am folgenden Morgen der Tag an, als er auch sofort das Haus

verließ und sich zu dem Burggrafen von Montenaken begab.

Aus einer mächtigen und reichen Familie stammend, lag dem Letzteren natürlich das Interesse der Patrizier am Herzen und er war demnach auch einer der eifrigsten Verfolger der sogenannten Rebellen. Er hatte so eben sein Frühmahl beendigt, als man Henricus bei ihm einführte, „Gnädiger Herr," begann derselbe, „ich komme Euch die Mittel an die Hand zu geben, Brabant von seinem ärgsten Feinde zu befreien. Ich kenne den Zufluchtsort Wilhelm Reepaert's."

Bei Nennung dieses Namens blickte der Burggraf verächtlich auf den Sprecher. „Was kümmert mich der Schlupfwinkel Wilhelm Reepaerts!" erwiderte er mit Geringschätzung, „er soll sich, wie verlautet mit einer Schaar anderer Banditen in den Ruinen von Kesselstein aufhalten, willst Du ihn etwa aus jenem Räuberneste aufjagen?"

„Wenn es auch mitunter unmöglich ist, den Raubvogel in seinem Horste aufzusuchen, so kann man ihn doch zuweilen in Schlingen fangen," bemerkte der arglistige Denunciant.

Der Burggraf richtete jetzt einen forschenden Blick auf den Gehülfen, und der gemischte Ausdruck von Albernheit und verschmitzter Bosheit schien ihn zu überraschen. Er erkannte sofort in ihm den Kundschafter und Verräther, und begriff, welchen Nutzen

er durch ihn erlangen könne. „Und wer soll dem Reepaert diese Schlinge legen?“ fragte er.

„Ich, gnädigster Herr,“ lautete die entschlossene Antwort des Gehülfen.

„Und Du würdest ihn also ermorden, um die von der Frau Herzogin Johanna versprochenen 200 Rosenobles zu verdienen?“

„Nun ja!“

Der Burggraf konnte bei der ihm eigenthümlichen Rechtlichkeit sich eines Schauders nicht erwehren. „Ist es die Habsucht allein, die Dich antreibt, den Kopf eines unglücklichen Verbannten auszuliefern?“

„Ich verachte den auf seinen Kopf gesetzten Preis keineswegs,“ versetzte Henricus mit Unverschämtheit, „aber nicht die Habsucht allein treibt mich an, Wilhelm Reepaert zu verderben — ich hasse ihn.“

„Und weßhalb?“

„Er wird von dem Weibe geliebt, welches ich liebe,“ entgegnete Henricus.

„Und durch welches Mittel denkst Du zu Deinem Ziele zu gelangen?“

„Ich würde Euch, gnädigster Herr, ersuchen, zehn bewaffnete Männer zu meiner Verfügung zu stellen, und noch bevor die Sonne sinkt, soll Wilhelm Reepaert lebend oder todt in Euren Händen sein. Was mich aber an dem Erfolge meines Unternehmens nicht zweifeln läßt, ist ein Geheimniß, das nur mich betrifft und dessen Kenntniß Ew. Gnaden nichts nützen würde.“

„Nun gut, in einer Stunde sollen die bewaffneten Männer bereit sein. Jetzt verlaßt mich!“

Es war ungefähr sechs Uhr, als Johanna und ihr Vater die Abtei Parc les Dames verließen. Wilhelm Reepaert schritt als Mönch verkleidet neben Johannas Maulthier her; er kehrte auf demselben Wege nach Kesselstein zurück, und beide hielten sich etwas hinter dem Gefolge, um ihren Herzensergüssen freien Lauf lassen zu können. Die Hoffnung auf ein nahes Glück hatte den Verbannten mit frischem Muthe belebt, und wie neugekräftigt lieh er dem Rathe Meister Gerards sein Ohr, der sich ihnen nach einer Weile wieder anschloß, und darauf bestand, daß Wilhelm Reepaert suchen solle nach Genf zu gelangen, wo er bei einem Freunde seines Vaters ein Unterkommen finden würde. Dorthin wollte der Goldschmid denn auch später seine Tochter bringen und sie und ihren Gatten bis zu dem Schiffe geleiten, welches sie nach England führen sollte. Er, Meister Gerard, wollte alsdann allein nach Löwen zurückkehren, um da zu sterben, wo er fast siebzig Jahre gelebt. Diese letzte Erklärung, von der der alte Goldschmid nicht abzubringen war, trübte die Freuden der beiden Liebenden.

Unterdessen begann der Herbstabend immer mehr und mehr zu dämmern und die Gegenstände rund um sie her immer mehr zu verdunkeln. Die Reisenden befanden sich so eben auf einem schmalen Wege, den

auf beiden Seiten eine dichte Waldung umkränzte. Die bewaffneten Männer, welche den Zug begleiteten, hemmten plötzlich ihre Rosse und sprachen zu dem Goldschmid gewandt: „Dort liegen Baumstämme, Meister Gerard, welche die Straße sperren, die sich diesen Morgen noch nicht hier befanden. Es ist unmöglich mit den Pferden hinüber zu kommen.“

„So müssen wir um sie herum reiten,“ versetzte der Goldschmid, „und uns links durch das Holz einen Weg bahnen.“ —

Der Befehl aber war leichter gegeben als ausgeführt. Die Bäume waren dicht in einander verwachsen und der Boden mit Wurzeln und Gestrüpp bedeckt; dennoch versuchten es die Begleiter des kleinen Zuges, die dichten Zweige zu lichten. Kaum aber waren sie zu diesem Endzweck in den Wald getreten, als plötzlich von der entgegengesetzten Seite her zehn bewaffnete Männer aus dem Dickigt stürzten, sich auf Reepaert warfen und ihn überwältigten, noch bevor er auch nur den allerkleinsten Widerstand zu leisten vermochte. Johanna stieß einen lauten, herzzerreißenden Schrei aus, während Meister Quadepont in der ersten Bestürzung nicht bemerkte, daß seine Eskorte, Statt zum Beistande herbeizueilen, staunend dastand und unentschlossen schien, was sie beginnen solle. Als er diese Unschlüssigkeit gewahrte, zog er den Dolch, den er in seinem Gürtel trug und rief seiner Begleitung zu: „Herbei, herbei, Ihr Männer, wir sind von Räubern

überfallen. Bezahle ich Euch dafür, daß Ihr ruhig zuschauet, wenn man uns erwürgt? Also hieher, vertheidigen wir uns!"

So sprechend, sprang er von seinem Maulthiere, so schnell es ihm seine Jahre gestatten wollten, warf sich auf die Angreifenden und verwundete mit seinem Dolche einen derjenigen, welche Reepaert zu Boden geworfen hatten. Diese muthige That aber blieb nutzlos, denn sofort umschlangen vier kräftige Arme den Greis, man entriß ihm den Dolch und schleuderte die Waffe in das Dickicht, wobei Johanna durch ein fortwährendes Angstgeschrei die Verwirrung noch vermehrte.

„Zu Hülfe, zu Hülfe, um Gotteswillen! Mein Vater, mein armer Vater!" kreischte sie, „die Bösewichter werden ihn ermorden!"

Unterdessen waren endlich die Männer der Eskorte herbeigekommen, sie zogen ihre Säbel, und warfen sich jetzt auf die Angreifenden.

„Hieher, hieher, meine Freunde!" rief Meister Gerard, „rettet diesen Mönch. Zehn Goldstücke für jeden, der ihn aus den Händen der Räuber befreiet."

Derjenige, welcher der Schaar der Angreifenden zu befehlen schien, setzte jetzt die Spitze seines Schwertes auf die Brust des Altmeisters der Goldschmiedezunft. „Unbesonnener Greis," rief er, „wenn Dir Dein Leben lieb ist, so hemme Deine Rede. Wenn Du Dich ruhig verhältst, wird man Dir kein Leid

zufügen. Wir führen nur die Befehle des Herrn Burggrafen von Montenaken aus, der uns geboten hat, ihm Wilhelm Reepaert lebend oder todt zu überbringen, den wir als Mönch verkleidet auf diesem Wege finden würden. Ich bin Sergeant der Wache des Burggrafen."

Die Wachen des Goldschmids kehrten sich indessen trotz ihrer kleinen Zahl nicht an diese Worte, sondern setzten ihren Angriff fort, so daß ihre Gegner genöthigt waren, um sich selbst zu vertheidigen, Wilhelm Reepaert loszulassen. Dieser benutzte den Umstand, entwand sich seiner Kutte, sprang einige Schritte zurück, erfaßte das Schwert, welches er unter der Verkleidung trug und warf sich auf die Leute des Burggrafen, worauf ein heftiger Kampf erfolgte, den Johannas Angstgeschrei noch furchtbarer machte. Schon floß Blut von allen Seiten, schon waren zwei Männer unschädlich gemacht, da kreischte eine heisere Stimme aus dem Dickigt: „Acht gegeben, Acht gegeben, der Gefangene entwischt."

Bei diesem Ruf hielt der Kampf inne. Meister Gerard, welcher die Stimme erkannt hatte, war nicht wenig erstaunt; er gewahrte Reepaert, welcher den Tumult benutzend den Versuch machte sich durch die Flucht zu retten. Die Leute des Burggrafen stürzten hinter ihm drein; Johanna und ihr Vater aber sanken auf die Kniee und flehten laut zum Himmel, daß er die Flucht des Verbannten begünstigen möchte. So

erwarteten sie in großer Spannung das Ende dieses tragischen Dramas.

Nach einigen Minuten verkündete ihnen das Waffengeklirr im Walde, daß der Flüchtling eingeholt sei. Bald erschienen die Verfolger wieder, sie waren acht Mann stark in den Wald gestürzt und kehrten jetzt nur ihrer sechs zurück. Aber sie schleppten einen furchtbar verstümmelten Leichnam mit sich. — Es war der leblose Körper Wilhelm Reepaerts! — Bei diesem Anblick brach der Greis in einen Schrei des Schmerzes aus. Johanna lag noch immer auf den Knien, sie betete nicht mehr, sie weinte nicht mehr. Bleich wie der Tod starrte sie auf die Leiche desjenigen, der ihr vor wenigen Stunden als Gatte angetrauet war; regungslos schien sie eine Statue der Verzweiflung. Als die Schergen des Burggrafen sich entfernt und mit ihrer schaudervollen Bürde den Weg nach Löwen eingeschlagen hatten, wandte sich Meister Gerard zu seiner Tochter. Er sprach ihr einige tröstende Worte zu, sie hörte sie nicht. Endlich erhob sie sich und ließ ihre wilden Blicke umherschweifen, als suche sie einen Gegenstand, den sie nie wieder schauen sollte. Als ihr Auge auf ihr Maulthier fiel, sprang sie rasch auf dasselbe zu und schwang sich hinauf, statt aber von dannen zu sprengen, hielt sie den Zügel an und fragte zu dem Greise gewandt: „Wohin führt Ihr mich, Vater?“

„Nach Löwen, meine gute Tochter,“ antwortete der Goldschmid.

„Nein, nein,“ sprach Johanna schnell, indem sie ihr Maulthier wandte, „nach der Abtei Parc les Dames.“ Und wirklich sprengte sie nach der Abtei zurück, wo sie schon nach wenigen Tagen den Schleier nahm. Nach dem Tode ihrer Base ward sie einstimmig zur Aebtissin erwählt. Ihre große Frömmigkeit, ihr entschlossener, erhabener Charakter und das große Vermögen ihres Vaters erhoben sie zu dieser Würde.

Meister Gerard Quadepont starb, von Kummer überwältigt, schon im nächsten Jahre.

Zwei Tage nach den Begebenheiten, welche wir im letzten Abschnitte erzählten, schlenderte der Goldschmidsgehülfe Henricus, der das Blutgeld für den Kopf des unglücklichen Wilhelm Reepaert eingestrichen hatte, allein, mit einem leichten Mantelsack auf den Rücken, auf der Landstraße hin, die von Löwen nach Tirlemont führte. Nach seinem Verrathe hatte er es nicht mehr gewagt das Haus des Meisters Gerard zu betreten; auch war ihm Johannas Entschluß, den Schleier zu nehmen, kund geworden. Er mußte jede Hoffnung auf ihren Besitz aufgeben, aber seine Rache war denn doch gesättigt, und was das Uebrige betraf, so trösteten ihn die empfangenen 200 Rosenobles.

Während er nun so seines Weges dahinschlenderte und allerhand Luftschlösser bauete, sah er sich in einer

einsamen, waldigten Gegend plötzlich von zwölf Männern umringt, die aus dem Dickigt auf ihn zustürzten, und der Gehülfe erkannte mit Entsetzen in ihnen die sogenannten „wilden Eber“, jene Verbannten aus Löwen, die der Schrecken der Umgegend mit diesem Namen bezeichnete.

„Was, guter Freund, trägst Du denn da auf Deinem Rücken?“ fragte einer der Räuber, indem er dem Gehülfen das Felleisen vom Rücken riß.

Henricus warf sich auf seine Kniee nieder und flehte, daß man ihn doch seines Weges ziehen lassen möge, er sei ein armer Handwerksbursche aus Tirlemont, der nichts von Werth mit sich führe.

„Aus Tirlemont!“ kreischte die Schaar. „Ein Schurke aus Tirlemont hat den armen Reepaert den Schergen der Herzogin Johanna verrathen. Er muß sterben, er muß für seine Landsleute büßen!“

„Gnade, Gnade!“ jammerte Henricus. Die wilden Eber aber hörten nicht darauf, sondern rissen ihn mit sich fort. Da sprang der Gürtel des Bösewichts von einander und die Goldstücke rollten auf den Boden hin.

„Was zum Teufel ist das?“ riefen die Räuber, indem sie sich auf das Gold warfen, und es begierig zählten. „Gold in Menge! Zweihundert Rosenobles! das Blutgeld für den unglücklichen Reepaert!“

„An den Galgen mit dem Schurken, er ist es, der ihn verrathen hat!“

Eine Eiche stand am Wege und senkte ihre Zweige herab. „Hier soll er sein Schandleben enden,“ kreischte die wilde Schaar und wirklich baumelte der Verräther schon nach wenigen Augenblicken, ein Spiel der Winde, an einem starken Äste des riesigen Baumes.

Nach Beendigung regnete es förmlich Complimente auf den sich nach besten Kräften dagegen sträubenden Freund wegen seiner hübschen und interessanten Erzählungsweise.

Wenn man übrigens, meinte Pepe, einmal untersuchen wollte, von wem wohl der meiste gerechte Anlaß zur Eifersucht ausgeht, so dürfte doch wohl dieser mehr den Frauen zufallen, die den besonders sanguinischen und heftig liebenden Mann durch einen Blick, ein Wort, die an und für sich unschuldigste Coquetterie zur Verzweiflung bringen können.

Und leiden, rief Eugen dazwischen, müssen dagegen die armen Männer nur am meisten, besonders in der bessern Gesellschaft, wo man sein Gefühl stets hinter der oft schwitzend-machenden Maske conventioneller Freundlichkeit verstecken muß.

Ihr Männer seid doch rechte Egoisten, schalt Freund, alles den armen Weibern in die Schuhe geschoben, wovon Ihr Musterbilder und Herren der Schöpfung doch gewöhnlich den ersten Grund gelegt. Ist es denn z. B. dem Weibe, das durch ihren Vater, durch die Habsucht eines Freiers und dergleichen mehr

gezwungen ward, ihrem für einen Geliebten schlagenden Herzen Stillschweigen zu gebieten, und dem ungeliebten Mann zum Altar zu folgen, als ein so gar großes unverzeihliches Verbrechen anzurechnen, wenn vielleicht später jene mit Gewalt zum Schweigen gebrachte Stimme wieder laut zu werden beginnt? Dann kämpft das edle Weib den schweren Kampf zwischen Pflicht nnd Liebe, in dem erstere nur dann leicht den Sieg gewinnt, wenn des Gatten Nachsicht und Zärtlichkeit Hülfstruppen im Kampfe sind. Wie in entgegengesetzten Fällen gewöhnlich ein solches Drama endet, davon will ich Euch zum Schluß unserer heutigen Unterhaltung eine wahre traurige Geschichte mittheilen, die ich von einem hier lange gewesenen Kranken gehört. Mit diesen Worten begann Freund folgende Erzählung.

Das Geheimniß im Garten des Luxemburg.

Die Sonne sank hinab und beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die Werkstatt des Künstlers. Ein junger Mann, welcher wie wir aus seiner gänzlichen Ermüdung schließen können, den ganzen Tag lang an einem lithographischen Steine gearbeitet hatte, erhob sich langsam von seinem Stuhl, bedeckte sorgfältig seine Arbeit und trat an das Fenster, wo sein Freund Henry Leblanc sich amusirte, indem er einige Vö-

gel fütterte, welche im Garten des Luxemburg umher hüpften.

„Nun, mein lieber Raphael, hast Du geendet?“ fragte der Letztere, indem er die Hand auf die Schulter des Freundes legte.

„Leider nein, aber es war nicht mehr hell genug. Es ist mir unangenehm, denn mein Verleger schickt schon morgen nach dem Stein.“

„Und Du hast Dich an diese Zeit gebunden?“

„Auf das festeste.“

Leblanc zuckte die Schultern. „So weit sind wir also endlich gekommen,“ rief er, „der Künstler ist ein Sclave jedes armseligen Verlegers. Du bist nicht zu der rechten Zeit in die Welt gekommen, mein lieber Freund, verlaß Dich darauf. Du hättest geboren werden müssen, als die Kunst besser gewürdigt wurde. Statt in einer armseligen Kammer zu wohnen wie diese, und zu arbeiten wie ein Pferd, hättest Du ein sammtenes, reich gesticktes Wamms und eine goldgefüllte Börse im Gürtel getragen, Du würdest heilige Madonnen und Gemälde ähnlicher Art für Kirchen und Paläste gemalt haben.“

„Ich ziehe die schlichte, ruhige Arbeit der goldverbrämten Sclaverei vor,“ versetzte der junge Lithograph.

„Das heißt also, Du bist mit Deinem Schicksale zufrieden?“

„Ach nein, das nicht, aber wer steht mir dafür,

daß ich es vor fünf Jahrhunderten mehr gewesen sein würde?“

„Ich begreife Dich nicht, auf Ehre! Man sollte glauben, Du besäßest kein Fünkchen von einer wahrhaften Künstlerseele! — Du beklagst Dich nie. Was mich betrifft, ich bin Arzt und also in dieser Sache ein unpartheiischer Richter. Ich muß Dir gestehen, ich habe einen wahren Abscheu gegen das flaue Zeitalter in dem wir leben. Es empört mich und mein Blut wallt auf, wenn ich sehe, wie das wahre Talent unbeachtet bleibt; noch gestern machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der eine erbärmliche Stelle in einem Comtoir bekleidet, und dabei ein herrliches Gedicht auf den Berg Carmel verfaßt hat.“

„Hat er es Dir vorgelesen?“

„Nein, aber das thut nichts zur Sache. Man schwört, daß er ein Dichter sei, wenn man ihn nur anschauet; noch nie sah ich jemand, der das Gepräge der Poesie unverkennbarer im Antlitz trug. Und dennoch, kein Mensch kennt ihn! Er ist entschlossen seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er keinen Verleger findet. Sein letztes Gedicht will er in seine Westentasche stecken, damit es nach seinem Tode gefunden und gedruckt werde.“

Friedrich lächelte schwermüthig. Er kannte seinen Freund zu gut, um mit ihm zu disputiren. Seit einiger Zeit schon hatte es der junge Arzt über sich genommen, als ein Gegner gegen das jetzige Jahrhun-

dert in die Schranken zu treten, es war so zu sagen, sein Steckenpferd. Er ward von seinen Collegen wenn auch nicht als ein erfahrener, doch als ein höchst wissenschaftlich gebildeter Arzt betrachtet. Leblanc war einer jener Menschen, welche die Sucht haben alle ihre Freunde zu Genies zu stempeln, damit etwas von ihrem Ruhme auf ihn falle. Er war, so zu sagen, auf der Jagd nach verkannten Talenten, und jeder Tag brachte ihm in dieser Rücksicht neue Bekanntschaften. Zum Glück hatte die Erfahrung seine besten Freunde gelehrt, gegen seinen Enthusiasmus auf ihrer Huth zu sein, denn sie schlossen mit Recht, daß der Letztere eher ihnen gefährlich als nützlich sei.

Friedrich war weit entfernt, die Meinung seines Freundes zu theilen; da er aber nutzlose Streitigkeiten zu vermeiden wünschte, so lenkte er das Gespräch auf seine dermalige neue Wohnung. —

„Blicke einmal hieher, jene Bäume reichen fast bis zu meinem Fenster herauf," sprach Friedrich, „jeden Morgen erweckt mich der Gesang der Vögel. Mittelst einer Thür, die in den Garten führt und zu der ich den Schlüssel besitze, wandre ich frühmorgens, wenn es noch einsam ist, einige Stunden umher, und bilde mir ein, selbst Herr und Besitzer des Luxemburg zu sein. Alle Mitbewohner dieses Hauses sind auf dem Lande, ich wohne hier ganz allein, still und zurückgezogen wie in einem Kloster." —

„Hast Du denn die Absicht den ganzen Sommer hier zu bleiben?“

„So denke ich.“

„Und Deine Reise nach Italien, Du hast sie aufgegeben?“

„Gänzlich!“

„Da hast Du Unrecht.“

„Mag sein!“

Hier begann ihr Gespräch sich zu dehnen, und bald nahm Leblanc Abschied, um sich nach dem Odeon zu begeben, bei welchem Theater er seit Kurzem als Arzt angestellt war. Als er fort war, blieb Friedrich Garnier am Fenster stehen und senkte mißmuthig und schweren Herzens sein Haupt. Sein Freund, der Arzt, hatte nicht bemerkt, daß er, als er der Abreise nach Italien gedachte, eine Saite berührt hatte, welche in dem Herzen des jungen Künstlers schmerzlich widerklang. Ermuthigt von den ersten Versuchen, welche in der Regel günstig ausfallen, weil sie noch nicht den Neid erregt haben, hatte Garnier schon vor ungefähr einem Jahre den Plan zu dieser Reise gefaßt, und wie es denn zu gehen pflegt, denselben mit seinen Freunden beschwatzt. So wie aber der zur Abreise bestimmte Zeitpunkt heranrückte, um so schwieriger ward es sie ins Werk zu richten. An die Stelle des Enthusiasmus war bei seinen früheren Beschützern Gleichgültigkeit getreten, die Aufträge verminderten sich und er war bald nur auf das angewiesen, was er bei seinen

ersten Arbeiten erübrigt hatte. Dieses gänzliche Vernichten aller seiner süßesten Träume und Hoffnungen, entpreßte der Brust des jungen Künstlers manchen Seufzer, seinen Augen manche bittre Thräne; denn den kleinen Schatz, den er anfangs mit so großer Freude übergespart hatte, verminderten die täglichen Bedürfnisse immer mehr. Er hatte den Kampf mit der Wirklichkeit lange gestritten; jetzt aber war der Moment gekommen, wo er sich eingestehen mußte, daß es mit seinen Träumereien zu Ende sei, daß die Reise nach Italien vor der Hand, ja vielleicht auf immer, aufgegeben werden müsse; es war jetzt eine Woche, seit er sich dieses schmerzliche Geständniß abgelegt hatte, und die Aeußerungen seines Freundes hatten deshalb alle trüben Erinnerungen in seiner Brust wach gerufen.

So stand er eine Zeitlang in seinen Träumereien versunken, am Fenster, bis der Schlag der Thurmglocke die zehnte Stunde verkündete. Er gewahrte jetzt, daß der Garten des Luxemburg verödet war; der leichte Abendwind hauchte ihm den Duft der Orangenblüthen zu und kühlte ihm die heiße Stirn, während die durch die Bäume schimmernden Marmorstatuen eben so vielen Gespenstern glichen. Der junge Maler betrachtete eine Weile lang das mit Sternen besäete Firmament, endlich schloß er das Fenster und trat in sein Zimmer zurück. Die in demselben aber herrschende Dunkelheit bedrückte ihn ungemein, es war ihm als

ob ihm der Athem fehle, sein Zimmer kam ihm wie ein Grabgewölbe vor, er setzte sich und blickte angstbeklommen um sich. Die in seinem Atelier rund umherstehenden Gypsmodelle traten ihm in der Finsterniß so schreckenvoll entgegen, daß er lebende Wesen zu schauen glaubte. Er befand sich in einem höchst gereizten Zustande, und angstvoll schweiften seine Blicke im Zimmer umher, als suchten sie eine Erscheinung, die seine Phantasie heraufbeschworen hatte.

Da vernahm er plötzlich ein Geräusch auf der Treppe, die ward aufgerissen und eine weibliche Gestalt zeigte sich auf der Schwelle. Friedrich, erschreckt, sprang bleich und zitternd von seinem Sitze empor; die Fremde schien in der Dunkelheit nach etwas zu suchen, und als das von der Treppe hereinfallende Licht sie einen jungen Mann erkennen ließ, eilte sie auf ihn zu: „Herr Friedrich Garnier, nicht wahr?" fragte sie in einem hastigen Tone.

„Der bin ich, Madame!"

„Eine Thür führt aus diesem Hause in den Garten des Luxemburg?"

„Ganz recht, Madame."

„Um Gotteswillen, öffnen Sie mir dieselbe."

Friedrich äußerte sein Erstaunen.

„Mein Herr, ich beschwöre Sie," fuhr die Fremde, immer dringender werdend, fort, „schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, ich verdanke Ihnen dann mehr als mein Leben!"

Dies alles wurde mit einem fremdartigen Accent, wie ihn Friedrich früher noch nie gehört hatte, aber in einem so klagenden Tone gesprochen, daß er sich dadurch ungemein bewegt fühlte. Er eilte zur Gartenthür, sie war verschlossen.

„Verzeihen Sie," sprach er, indem er auf seinem Arbeitstische kramte, „ich suche den Schlüssel." — Dies aber wollte ihm nicht gelingen, er war genöthigt ein Licht anzuzünden. Wie aber erstaunte er, als dasselbe jetzt seinen Schein auf die Fremde warf, über die ungemeine Schönheit derselben.

„Den Schlüssel, ich beschwöre Sie, den Schlüssel, mein Herr," wiederholte die Dame in dem flehendsten Tone.

Endlich fand Friedrich den Schlüssel, er flog zur Thür und öffnete sie. — In demselben Augenblick fiel im Garten des Luxemburg ein Pistolenschuß. — Ein herzzerreißender Schrei entflog der Brust der Unbekannten, und sie taumelte gegen die Wand.

„Was war das, Madame?" fragte Friedrich erschrocken. Sie aber gab keine Antwort, sondern raffte sich auf und stürzte hinaus in den Garten. Der junge Maler sah wie sie über den Platz hin, der nächsten Statue zueilte, sich hinab zur Erde neigte und zu Boden sank. Im nächsten Moment war er bei ihr. Sie knieete auf der Erde und hielt in ihrem Armen das Haupt eines jungen Mannes, welcher regungslos dalag.

„Um des Himmels willen, sprechen Sie! was hat sich hier zugetragen?“

„Hülfe, Hülfe!“ jammerte die Unbekannte.

Friedrich war ihr behülflich, den Körper vom Boden aufzurichten.

Kaum hatte die Unbekannte indeß das Haupt berührt, als sie einen lauten Schrei ausstieß; sie fühlte, daß dasselbe zerschmettert sei, und dem Druck ihrer Hand nachgab.

„Er ist todt, er ist todt!“ stöhnte die Fremde, indem sie die Leiche zurücksinken ließ und ihre Arme über dieselbe ausbreitete. Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke. Friedrich war außer sich.

Der Anblick des Blutes und des der Verzweiflung Preis gegebenen Frauenzimmers machten ihn schwindeln: er blickte, vom Schrecken erfaßt, um sich, und wußte nicht was er beginnen solle. Da vernahm er plötzlich in einiger Entfernung den Schall von Schritten; er schauete hin und gewahrte zwei Schildwachen, welche näher kamen. Der Gedanke, in diese verbrecherische That mit hineingezogen werden zu können, wenn man ihn neben der Leiche fände, machte ihn schaudern. Seine erste Idee war zu fliehen; dann aber fühlte er, wie schmachvoll es sei, eine Unglückliche zu verlassen, die sich seinem Schutze anvertraut hatte. Er hob sie vom Boden empor und wollte sie forttragen, aber die Schildwachen waren bereits so nahe, daß er kaum

Zeit hatte, sich mit seiner Bürde hinter dem Piedestal der Statue zu verbergen.

Die beiden Soldaten hatten unterdessen die Leiche gefunden. —

„Hier ist ein Mensch ermordet worden!“ rief der Eine, indem er sich hinab auf den Körper beugte.

„Das war gewiß der Pistolenschuß, den wir so eben vernahmen,“ bemerkte der Andere. „Eile Du zu den Baracken, um Hülfe herbei zu schaffen. Ich will unterdessen hier bleiben; aber spute Dich.“

Eine der Schildwachen eilte fort.

Friedrich wagte kaum zu athmen. Da er die Unmöglichkeit einsah zu entfliehen, bereuete er es jetzt, sich versteckt zu haben, begriff aber, daß es nunmehr zu spät sei, sich zu zeigen. Bald vernahm er den Schall mehrerer sich nahender Schritte. Die zurückgebliebene Schildwache, welche bei dem entseelten Körper kein Lebenszeichen mehr gefunden, ging den Kommenden entgegen. Friedrich fühlte, daß selbst der kleinste Verzug Gefahr bringend sei, und daß er, wolle er entfliehen, diesen Moment benutzen müsse. Er schloß die Unbekannte fest in seine Arme, eilte durch das Gebüsch, erreichte glücklich die Thür seiner Wohnung und stürzte hinein.

Nachdem er die Fremde auf das Sopha gelegt, war seine erste Sorge an das Fenster zu eilen, um sich zu überzeugen, daß man seine Flucht nicht bemerkt habe; die Stille des Gartens war zu seiner Beruhi-

gung ungestört. Er unterschied durch das Laub der Bäume mehrere Soldaten von der Wache, von denen einige die Leiche umringten, während die andern mit Fackeln in den Händen die Umgebungen der Statue durchsuchten. —

Als Friedrich sich überzeugt hatte, daß er nichts fürchten dürfe, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Unbekannte, welche sich jetzt zu erholen begann.

Der junge Künstler befand sich in großer Verlegenheit. Die Begebenheiten, deren Zeuge er gewesen, waren für ihn in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, und er wagte nicht sich näher danach zu erkundigen. Er stand bewegungslos und schweigend in einiger Entfernung von der Fremden, als harre er ihrer Befehle.

Da sie jedoch fortwährend mit wildem, verstörtem Blicke vor sich hin starrte, so hielt er es endlich für gerathen, sie anzureden, und er begann daher mit sanfter Stimme: „Sie sind jetzt gerettet, Madame.“

Sie blickte ihn gedankenlos an, und schwieg einige Augenblicke lang; dann murmelte sie einige Worte vor sich hin, die Ferdinand jedoch nicht verstehen konnte. Nach und nach wurde indeß ihre Stimme lauter; sie raffte sich mit wilder Heftigkeit von dem Sopha empor, während ihr Haar in der größten Unordnung ihr Haupt umflatterte, und rief mehrmals mit dumpfer Stimme den Namen Franz. Friedrich that sein Mögliches, sie zu beruhigen, jedoch vergebens; ihre

Wildheit steigerte sich zur Raserei, bis sie endlich, durch ihre eigene Heftigkeit erschöpft, ohne Besinnung in das Sopha zurück sank.

Der junge Maler erfaßte ihre Hand — sie war kalt wie Eis. Er fühlte ihre Stirn — sie brannte wie Feuer. Einige Tropfen Blut drangen aus den fest zusammen gepreßten Lippen hervor, und ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft.

Friedrich war von dem heftigsten Schrecken ergriffen. Die Idee, er könnte in diese fürchterliche Begebenheit mit verwickelt werden, der Gedanke, diese Frau, die er nie vorher gesehen, könnte in seinem Zimmer sterben, und so das ganze Gewicht dieses blutigen Geheimnisses allein auf ihn wälzen, machte ihn schaudern. Nur ärztliche Hülfe konnte sie retten; aber wo sollte er diese suchen? plötzlich erinnerte er sich an Leblanc, das Odeon war nicht weit, und er konnte gewiß sein, ihn dort zu treffen. Er zögerte nicht einen Augenblick, stürzte aus dem Hause und unverzüglich in das Theater.

Er erkannte bald seinen Freund, der im Orchester saß. Er sprang wie ein Rasender über alle Sitze, warf alle Leute, die ihm in den Weg standen, über den Haufen, und gelangte endlich, sich mit beiden Armen Bahn machend, zu dem Arzte, den er beim Arm erfaßte und mit Gewalt aus dem Gedränge zog.

„Um des Himmels willen! was hast Du vor?" fragte Leblanc, als sie auf der Straße angelangt waren.

„Ich will es Dir späterhin erklären; jetzt haben wir die größte Eile. Schnell folge mir!“

Er rannte fort, seinen Freund mit sich fortziehend.

„Wohin führst Du mich denn?“

„Nach meinem Hause.“

„Ist dort etwas Besonderes vorgefallen?“

„Ja.“

„Ein Unglück?“

„Ja.“

„Ist jemand verwundet?“

„Ja.“

Sie kamen bei Nr. 18 in der Rue d'Enfer an. Friedrich riß die Thür auf, stürzte in sein Zimmer; die Fremde war verschwunden.

Er eilte in die Loge des Portiers.

„Hat in meiner Abwesenheit eine Dame das Haus verlassen?“ fragte er.

„Nein, mein Herr.“

Er eilte wieder fort, durchsuchte seine ganze Wohnung, öffnete alle Schränke, blickte hinter alle Vorhänge, hinter alle Meubeln — nirgend eine Spur von der Unbekannten.

„Was Teufel hat das Alles zu bedeuten?“ fragte Leblanc, der bisjetzt im höchsten Erstaunen allen Bewegungen seines Freundes gefolgt war, und sich dieselben nicht zu deuten wußte.

Friedrich antwortete nicht, sondern warf sich auf das Sopha. Das plötzliche Verschwinden der Fremden,

vereint mit den geheimnißvollen Vorfällen dieses Abends, machte ihn ganz betäubt. —

Am folgenden Tage zeigten die öffentlichen Blätter an, daß man in dem Garten des Luxemburg den Körper eines ermordeten jungen Mannes gefunden habe; aber wer und aus welchem Lande er sei, wußte Niemand anzugeben.

Der junge Künstler wußte nicht, wie er sich eine genauere Kenntniß dieser Sache verschaffen sollte; dieser Vorfall war bald von andern vergessen; aber ihm schwand er nicht so leicht aus dem Gedächtnisse. Jenes so schöne junge Frauenzimmer hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihr Bild schwebte ihm überall vor Augen. Es war ihm, als müsse er sie dereinst noch wiedersehen; auch hegte er die feste Ueberzeugung, daß bald eine Veränderung in seinem Schicksale Statt finden werde. Die Folge rechtfertigte seine Ahnungen.

Er saß eines Morgens an der Staffelei, und arbeitete eifrig an einem Bilde, als Leblanc bei ihm eintrat, begleitet von einem Herrn, den Friedrich nie vorher gesehen hatte.

„Erlaube mir, Dir den Herrn Vertmann aus München vorzustellen," nahm Leblanc das Wort.

Friedrich verbeugte sich.

„Ein Virtuose, der Deiner Bildergallerie oft erwähnen hörte und sie zu sehen wünscht."

Friedrich verbeugte sich von Neuem.

„Ein enthusiastischer Bewunderer Deiner Talente.“

Friedrich verbeugte sich zum dritten Male.

Der junge Künstler bat Herrn Vertmann sich zu setzen; aber der Letztere hörte gar nicht auf ihn.

Vertmann ging im Zimmer umher, und betrachtete die Gemälde, die an den Wänden hingen; plötzlich blieb er vor zwei Landschaften stehen, die Friedrich für seine gelungensten Arbeiten hielt. Nachdem er sie eine Weile schweigend gemustert hatte, wandte er sich lebhaft zu dem jungen Maler.

„Sind diese Gemälde schon verkauft?“ fragte er.

„Nein, mein Herr.“

„Ich biete ihnen 3000 Franken dafür.“

Friedrich erhob fröhlich das Haupt.

„Wollen Sie sie mir für diesen Preis überlassen?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Vertmann zog sein Taschenbuch hervor.

„Ich werde sie heute noch holen lassen,“ sprach er, indem er Garnier die bedungene Summe bezahlte.

Der Letztere blickte Leblanc an, um zu sehen, ob diesen das Betragen des geheimnißvollen Fremden auch überrasche; Leblanc schien jedoch eben so sehr erstaunt zu sein wie er selbst. —

„Ich wünschte auch vier Ansichten von Rom von Ihnen gemalt zu haben,“ fügte der Deutsche hinzu. „Waren Sie schon in Italien?“

„Noch nicht, ich werde es aber bald besuchen.“

„Ich gebe Ihnen 6000 Franken für die vier Gemälde, die Hälfte bezahle ich Ihnen im Voraus."

Er überreichte Garnier eine andere Banknote; Friedrich weigerte sich aber sie anzunehmen.

„Ich thue es nur, um mir die Bilder zuzusichern, welche ich Ihnen aufgegeben habe," sprach der Deutsche gelassen.

Der junge Maler war gezwungen, das Geld anzunehmen. Er stellte einen Schein aus, es empfangen zu haben, und der deutsche Kunstfreund nahm unverzüglich Abschied.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als Friedrich die Hand seines Freundes ergriff und entzückt ausrief: „Jetzt kann ich nach Italien reisen, jetzt kann ich die Meisterwerke Michael Angelos und Raphaels bewundern! Sieh! ich bin reich — ich bin nun im Stande, meine edle Kunst gründlich zu studiren!" — Und der junge Mann tanzte mit leuchtenden Augen im Zimmer umher, in seiner Freude Tische und Stühle über den Haufen werfend.

„Das heiße ich reich sein! — Wer sollte denken, daß einige Streifen elenden Papiers so glücklich machen könnten? — O! redlicher Bertmann! — und ich, ich konnte die Deutschen nicht leiden! o! sie sind als Kunstliebhaber das erste Volk der Erde. Wenn ich den Rhein hinunter fahre, so will ich mein Gesicht immer der Küste Deutschlands zuwenden, wie die Rechtgläubigen das ihrige gen Mecca richten. Ich will das

Rauchen lernen und will auch Sauerkohl essen. Aber sage mir doch, Leblanc, wo hast Du diesen kostbaren Schatz aufgestöbert?"

„Im Odeon, wo ich mich mit ihm unterhielt, kam die Rede zufällig auch auf die Malerei. Ich nannte Deinen Namen; er hatte, wie es schien, bereits einige Deiner Werke bei einem Gemäldehändler gesehen, und er bat mich, ihn bei Dir einzuführen."

„Dank, tausend Dank, mein theurer Freund! Du hast mein Glück gemacht — Du bist mein Mercur beim Zeus! ich will Dich malen mit dem Schlangenstab in der Hand und den Flügeln an den Füßen. Ich bin ganz närrisch vor Freuden. Wir wollen zusammen bei Very zu Mittag speisen, und heute Abend will ich in die Oper gehn."

„Du thätest weit besser, Dich zu Bette zu legen und ein niedergeschlagendes Pulver einzunehmen."

Fünf Tage später bestieg Friedrich Garnier in Marseille das Schiff, das ihn nach dem Lande seiner Träume, Italien, führen sollte; sein Enthusiasmus war allmählig ruhiger geworden; aber ein tiefes, beseeligendes Gefühl von Glück erfüllte sein Herz und verbreitete den Ausdruck stiller Heiterkeit über seine Züge. Er sollte nun bald alle jene Meisterwerke schauen, die zu betrachten so lange schon sein feurigster Wunsch gewesen, und als man ihm die Thürme Genuas zeigte, die in einiger Entfernung vor ihm

emporstiegen, konnte er einen Ausruf des Entzückens nicht zurückhalten.

Er besuchte nach einander Florenz, Neapel, Venedig und Rom. Die ersten Monate wurden der Bewunderung gewidmet; dann aber fühlte er in sich das glühende Verlangen, jenen erhabenen Meistern, deren Werke ihn bezaubert hatten, nachzustreben, und die Bewunderung für sie begeisterte ihn zu immer regerer Thätigkeit. Seine Hand erhielt mehr Festigkeit, seine Seele mehr Feuer; der Geist dessen, was er gesehen, drang, ihm selbst unbewußt, in alle seine Schöpfungen. In drei Monaten hatte er ein Gemälde vollendet, welches trefflicher und gelungener war, als alle seine früheren Werke; er sandte es nach Paris zu der bevorstehenden Ausstellung.

Er fühlte was seinem Bilde noch mangelte; aber er hoffte, daß sein schwaches Verdienst bemerkt und er zum Fortschreiten auf seiner ruhmvollen Bahn ermuthigt werden würde. Er wartete mit Ungeduld auf Nachrichten von seinem Siege oder seiner Niederlage, erhielt jedoch erst nach Verlauf einiger Wochen folgenden Brief von Leblanc.

„Die Ausstellung fand schon vor acht Tagen Statt; aber ich wollte, bevor ich schrieb, erst die öffentliche Meinung rücksichtlich Deiner zu erforschen suchen.

„Freue Dich, Bruder, Dein Ruf ist begründet; Dein guter Genius hat sogar die Unwissenheit zur Bewunderung gezwungen.

„Man erwartet schon mit der größten Ungeduld Deine ferneren Werke; besteige das Capitol Deines Ruhmes, und kümmere Dich nicht um die mürrischen Gesichter neidischer Tribunen oder um das Geschwätz des unwissenden Pöbels.

„Glück zu, Cäsar, Glück zu! Du bist jetzt siegreich und allmächtig; aber vergiß in Deinem Glücke nicht, daß ich es war, der zuerst die Glorie offenbarte, welche jetzt im blendenden Glanze Dein Haupt umleuchtet. Lebe wohl, Cäsar.

H. Leblanc.

„P. S. Vergiß nicht, mir von Liverno die Violinsaiten und die Macaroni zu senden, die Du mir versprochen hast."

Außer dem Postscriptum, das allerdings sehr deutlich war, verstand Friedrich von dem ganzen Briefe wenig oder gar nichts. Indeß bestätigten die Zeitungen und einige andere Briefe, die er aus Paris erhielt, den glücklichen Erfolg seines Werkes, den sein Freund Leblanc ihm so poetisch ankündigte. Er erfuhr, daß sein Gemälde ihn mit den ausgezeichnetsten Künstlern in gleichen Rang gestellt habe, und der Preis, der ihm dafür geboten wurde, und die Aufträge die er von allen Seiten erhielt, zerstreuten auch den leisesten Zweifel, den er noch an seinem Triumphe hegen mochte.

Nachdem er noch einige Zeit in Italien verweilt, beschloß er, nach Frankreich zurückzukehren, und auf seinem Heimwege die Schweiz zu besuchen.

Er langte gerade zur Zeit der Wahlen in Basel an; die Stadt war voll von Fremden, welche vom Elsaß und aus Deutschland herbei eilten, so daß schon alle Gasthöfe besetzt waren. Vergebens bemühte er sich, ein Zimmer zu erhalten, alle waren gefüllt; es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich in die „Drei Könige" zu begeben, welches für das eleganteste Hôtel der Stadt galt, in Hinsicht der Bequemlichkeit aber durchaus nicht befriedigen konnte. Er wußte dieses recht gut; da er jedoch in Verlegenheit war, so durfte er darauf nicht sehen; demnach begab er sich zu dem Wirthe, und fragte diesen, ob er nicht ein Zimmer erhalten könne.

„Sie sind alle besetzt, mein Herr."

„Der Teufel hole die Gasthöfe und die Wahlen! — Nun, ich will auf jeden Fall erst zu Mittag essen; dann kann ich ja meine Reise fortsetzen."

Friedrich war im Begriff, wieder in den Wagen zu steigen, den er in der Stadt genommen hatte, als er in dem Thorwege einen Reisenden gewahrte, der sich lebhaft mit einer tiefverschleierten Dame unterhielt; es war Herr Bertmann. Garnier stieß einen lauten Ruf des Erstaunens aus; aber in demselben Augenblick trat die Dame in das Hôtel, und sie wie Bertmann, Beide waren verschwunden.

Friedrich bezahlte schleunig seinen Fuhrmann, und eilte dann so schnell wie möglich in das Gastzimmer. Es befanden sich eine Menge Leute darin; aber die-

jenige, die er suchte, war nicht dort. Endlich trat er auf den Gastwirth zu, und fragte diesen, wo Herr Vertmann sei.

„Er ist abgereist, mein Herr."

„Abgereist?"

„Ja vor ungefähr fünf Minuten."

„Und wohin?"

„Nach Baden."

„War er lange hier?"

„Nur zwei Tage; ich erwartete nicht, daß er schon so bald diese Stadt wieder verlassen würde."

„So können Sie ja über sein Zimmer verfügen."

„Es ist schon besetzt; aber das Zimmer seiner Nichte steht zu ihren Diensten."

„Schön, schön — ich werde Besitz davon nehmen."

Friedrich speiste zu Mittag, besuchte dann die Cathedrale und die Bibliothek, bewunderte den Rhein, und zog sich, als er endlich ermüdet war, in sein Zimmer zurück. Er musterte es mit großer Neugierde, es trug Spuren der Unordnung, die durch eine plötzliche und schnelle Abreise leicht verursacht wird. Auf dem Fußboden lagen überall Papiere umher, ein kleines Tuch war vergessen worden und auf einem Stuhle liegen geblieben, und ein lauter Schrei entfuhr Garnier, als, indem er auf den Kamin blickte, zufällig seine Augen plötzlich das Bild der Unbekannten aus dem Luxemburg erschaueten. Er erinnerte sich jetzt der Dame, welche vorhin in einer Unterredung mit Herrn

Bertmann begriffen war; ohne Zweifel hatte sein Erscheinen ihre schleunige Abreise verursacht. Wie kam es aber, daß sie die Nichte des Mannes war, der ihm die Mittel verschaffte, die Kosten seiner Reise nach Italien zu bestreiten? sie hatte ihn ohne Zweifel zu Garnier gesandt. Der Kauf mit den Gemälden geschah sicher nur darum, um ihm ein Geschenk zu machen, ohne daß er es bemerkte; konnte es aber nicht vielleicht auch ein sinnreicher Plan sein, ihn aus Frankreich fortzuschaffen?“

Jemehr er hierüber nachdachte, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, bis er endlich beschloß, wo möglich dieses seltsame Geheimniß zu enthüllen. Demzufolge reiste er schon am nächsten Tage nach Baden ab; als er aber dort anlangte, erfuhr er, daß die, welche er suchte, sich schon auf den Weg nach Wien begeben hätten. Friedrich zögerte einige Augenblicke, dann faßte er den Entschluß, sein Abenteuer zu verfolgen; er hatte Geld und Muße, und befand sich also bald auf dem Wege, den die Flüchtlinge eingeschlagen. Er langte in der Hauptstadt des östereichischen Kaiserreichs an.

Hier besuchte er alle öffentlichen Vergnügungsorte. Eines Abends, als er im Theater war, hörte er Jemand hinter sich französisch reden; er wandte sich um, und erkannte seinen Freund Leblanc. —

Der Arzt und der Künstler drückten gegenseitig ihre Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen aus.

„Ich glaubte Dich in Rom," sprach Leblanc.

„Und ich Dich in Paris. Was in aller Welt suchst Du hier?"

„Kranke."

„Wie! Du kamst nach Deutschland, um Dir in Paris Kranke zu suchen?"

„Ei, ist denn das mehr zu verwundern, als daß man von Rom nach Paris über Wien reist?"

„Du treibst Deinen Scherz mit mir."

„Keineswegs. In Paris sprechen alle Leute jetzt von einem deutschen Arzt, der ein Mittel erfunden hat, Krankheiten durch das Minimum zu heilen."

„Ja so! und nun willst Du sein System studiren?"

„Unsinniges Geschwätz! — Nein, ich will die Merkwürdigkeiten von München, Berlin und Wien beschauen; bei meiner Rückkehr nach Paris aber werde ich als homeopatischer Arzt auftreten. Es wird bekannt, daß ich in Deutschland gewesen bin; man bildet sich ein, daß ich mich während dieser ganzen Zeit dem tiefsten Studium hingegeben habe, und mein Glück ist gemacht."

„Und auf diese Weise denkst Du das Publikum zu täuschen." —

„Die Narren!" rief Leblanc mit einem verächtlichen Achselzucken; dann aber wandte er sich zu seinem Freunde mit der Frage: „Wo wohnst Du, Garnier?"

Garnier bezeichnete ihm seine Wohnung.

„Gut, ich hole Dich dort ab, und will Dich

dann zu allen meinen hiesigen Bekannten führen. Ich hatte viele Empfehlungsbriefe, wurde mit offenen Armen empfangen, und habe nun schon seit der ganzen Zeit, daß ich mich hier aufhalte, seit vierzehn Tagen ungefähr, jeden Abend in der geistreichsten und elegantesten Gesellschaft zugebracht."

Garnier nahm das Anerbieten seines Freundes an, in der Hoffnung, dadurch vielleicht einige Nachrichten von Herrn Vertmann und seiner Nichte zu erhalten. Um sich das Nachforschen zu erleichtern, copirte er das Miniaturbild, das er besaß, auf Leinwand, damit er nach demselben das Original leichter erkennen könne. Er hatte das Bild gerade beendet, als Leblanc bei ihm eintrat.

„Ha!" rief dieser, „Deine Ankunft in Wien ist schon bekannt, nicht wahr?"

„Wie so?"

„Ist das Portrait, was Du dort verfertigst, nicht Beweis genug dafür? es ist sehr ähnlich."

„Kennst Du diese Dame?"

„Allerdings."

„Weißt Du ihren Namen?"

„Ja — ich will nämlich sagen, ich hörte ihn aussprechen; aber es ist einer jener kauderwälschen Namen, die man nicht leicht behalten kann. Ich sah sie schon oft mit ihrem Gatten bei der Herzogin von Reimberg."

„Ist sie verheirathet?"

„Ja, mit einem ungarischen Grafen, der einen ungeheuren Schnurrbart trägt. Jedermann erschrickt vor seinem Anblick, seine Gattin nicht ausgenommen, die, wie man sagt, zu der Verbindung mit ihm gezwungen wurde. Sie war die Tochter eines armen Landmanns; der Ungar verliebte sich in sie, und da sie schon mit einem andern verlobt war, so ließ er den jungen Mann wie einen gemeinen Verbrecher in ein Gefängniß werfen und bemächtigte sich seiner Braut."

„Und ein solcher Bösewicht wird noch geduldet?"

„Was sollte er nicht? er ist reich und bei Hofe angesehen — er ist sogar mit verschiedenen geheimen Missionen beauftragt worden."

Friedrich fragte nicht weiter, aus Furcht, den Argwohn seines Freundes zu erregen, dessen Schwatzhaftigkeit ihm bekannt war; er bat ihn nur, ihn bei der Herzogin von Reimberg einzuführen, was jener auch versprach. Als sie noch an demselben Abend in die Leopoldstadt gingen, zeigte Leblanc auf eine Equipage, welche so eben vor dem Portal eines prachtvollen Hôtels hielt.

„Sieh," sprach er zu Garnier, „das ist der Gemahl Deines schönen Modells; er kehrt so eben heim."

Friedrich wandte sich und erblickte einen Mann von hohem, fast riesigem Wuchs, der so eben aus dem Wagen stieg; er war aber allein.

Am folgenden Tage miethete der junge Künstler sich eine Wohnung in der Leopoldstadt, und wählte

sie so, daß er aus seinem Fenster das Hôtel des Grafen beobachten konnte; er beschloß, hier so lange zu bleiben, bis er das Räthsel gelöst haben würde, welches ihn nun schon so lange beschäftigte. Von den ihm gegenüberliegenden Fenstern bemerkte er zwei, deren Vorhänge immer niedergelassen waren; diese beobachtete er besonders, da er glaubte, daß dort das Zimmer der Gräfin sein müsse. Am dritten Tage stand eines dieser Fenster offen, und der Ungar lehnte gegen dasselbe. Friedrich lüftete jetzt den Vorhang, hinter welchem er sich bisher verborgen hatte; seine Augen waren starr auf das offene Fenster gerichtet; denn er glaubte am äußersten Ende des Zimmers die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen. Er hatte sich nicht getäuscht, einige Augenblicke darauf schritt eine solche, jedoch mit niedergeschlagenen Augen zu dem Grafen vor, der mit ihr zu reden schien; plötzlich sah sie auf, und der erste Gegenstand, der sich ihr zeigte, war — Garnier. Der junge Mann wollte sich schleunig zurückziehen; es war jedoch schon zu spät; er bemerkte, wie die Unbekannte aus dem Garten des Luxemburg mit einem durchdringenden Schrei ihre Hände wie abwehrend gegen ihn ausstreckte, und dann zu Boden sank.

Garnier stand einige Zeit regungslos da, und wagte nicht, das Auge zu erheben; aber bald hörte er das Fenster gegenüber mit geräuschvoller Heftigkeit schließen, und als er wieder auf dasselbe den Blick

heftete, war der Ungar und die Fremde verschwunden.

Noch an demselben Abend erzählte ihm seine Hauswirthin, daß man sich nach ihm, seinem Namen, seinem Vaterlande, seinem Gewerbe und nach der Ursache seiner Anwesenheit in Wien erkundigt habe. Friedrich errieth bald, wer diese Erkundigungen eingezogen; er war erkannt, und er fühlte wohl, welche Gefahr damit verknüpft sei, in einem Lande zu weilen, wo er weder Freunde noch Beschützer hatte, während er um ein Geheimniß wußte, das erlauchte Personen um jeden Preis in Dunkel begraben möchten; auch nahm er sich vor, auf seiner Hut zu sein und stets die größte Vorsicht zu beobachten.

Einige Tage vergingen; die Fenster des gegenüberliegenden Hôtels blieben hermetisch verschlossen, und Garnier fürchtete schon, daß die Unbekannte abgereist sei.

Er besuchte eines Abends mit seinem Freunde das Theater; die beiden ersten Akte waren schon gespielt und der Vorhang rollte zum dritten Male auf, als Garnier plötzlich ein Papier in seiner Hand fühlte; die Hand, welche es gegeben, wurde schnell wieder zurückgezogen, und als er sich nach dem geheimnißvollen Boten umsah, war dieser schon durch die nächste Logenthür entschlüpft. Das Blättchen enthielt die folgenden Worte:

„Finden Sie sich auf dem Maskenballe ein, der

am Donnerstage bei der Herzogin von Reimberg Statt findet, wählen Sie als Maske den Anzug eines Albanesers, und wenn Jemand Sie fragt: „Was wünschen Sie?" so geben Sie zur Antwort: „Ich sage es nicht."

Leblanc war zu diesem Balle eingeladen, und Garnier begab sich ebenfalls in der vorgeschriebenen Kleidung dorthin. Seine Ungeduld ließ ihn nicht die gewöhnliche Stunde erwarten, und er war der Erste, der in den Saal trat.

Als Friedrich in den Saal getreten war, setzte er sich dicht neben die Thür, um die Masken gleich bei ihrem Eintritte zu mustern, in der Hoffnung, so die von ihm Erwartete desto eher zu entdecken; aber bald zwang das Gewühl ihn, seinen Platz zu verlassen, und er sah sich genöthigt, sich zu dem andern Ende des Saales zu begeben, wo er zu harren beschloß.

Es war schon spät, der Tanz hatte aufgehört, und die Gäste drängten sich zu der prachtvollen Abendtafel, die in dem Bankettsaal aufgestellt worden. Ermüdet von der Hitze und dem blendenden Glanz der Wachskerzen, verließ der junge Künstler das sich fröhlich tummelnde Gewühl; er bemerkte in seiner Nähe eine Nebenthür, öffnete diese und trat in eine kleine Bibliothek, die nur durch eine Lampe erhellt wurde.

Hier warf er sich, von Müdigkeit überwältigt, auf ein Sopha, und war eben nahe daran, sanft einzuschlummern, als er plötzlich den Schall sich nähernder,

leiser Schritte vernahm; er wandte sich, und eine hoch gewachsene, schlanke Dame in reicher spanischer Kleidung stand vor ihm.

„Was wünschen Sie?" sprach sie mit leiser Stimme.

„Ich sag' es nicht," lautete Friedrichs Antwort. Sie wich zurück, und blickte ängstlich im Zimmer umher. „Nicht so laut, mein Herr," flüsterte sie.

„Wir sind allein, Madame."

Sie näherte sich jetzt Garnier, und fragte diesen mit gedämpfter Stimme: „Weshalb kamen Sie nach Wien, mein Herr?" —

„Um Sie aufzusuchen."

Die Gräfin trat einen Schritt zurück. „Mich aufzusuchen? — und warum?"

„Lassen Sie mich Ihnen frühzeitig antworten, ich weiß es nicht. Ihre Erscheinung und jener Vorfall machten auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich, als ich Sie wiedersah, von der lebhaftesten Neugier ergriffen wurde, in dieser Sache klar zu schauen, und ich beschloß, Sie wiederzusehen, es koste was es wolle."

„Was haben Sie mich zu fragen?"

„Sehr viel, denn es war mir nicht möglich, auch nur den kleinsten Umstand jenes Dramas zu ergründen, zu dessen Zeuge — ich könnte sagen Theilnehmer — Sie mich machten. Ach! Sie besitzen ohne Zweifel einen zu erhabenen und edlen Charakter, um nicht zu begreifen, daß meine Ungeduld, das Dunkel zu lichten,

worin jene Begebenheit gehüllt ist, nicht aus eitler Neugier, sondern aus der romantischen Hoffnung besteht, Ihnen vielleicht dienen zu können. Ferner wünsche ich mit Ihnen auch von den Gefälligkeiten zu reden, die Sie mir erzeigt haben, denn ich weiß, daß Herr Vertmann, der mir so plötzlich die Mittel verschaffte, die Kosten meiner Reise nach Italien zu bestreiten, von Ihnen gesandt wurde. Was ich für bloßen Zufall hielt, war ein überlegter, wohl ausgesonnener Plan, mir ein Geschenk aufzudringen; aber ich wünschte zu erfahren, warum und in welcher Beziehung ich dieses Geschenk erhielt. War es eine Belohnung für mein Schweigen, oder für irgend einen Dienst, den ich Ihnen vielleicht erwiesen habe?"

„Für Beides, mein Herr."

„So nehme ich es nicht an, Madame, so nehme ich es in keinem Falle an!" rief Friedrich heftig; „ich verkaufe weder meine Dienste noch meine Verschwiegenheit."

„Um Gottes willen, mein Herr, hören Sie mich an! Sie kamen hieher, wie Sie selbst mir eben sagten, um mir zu dienen: lassen Sie sich die Versicherung genügen, daß das, was geschah, nicht wieder gut zu machen ist, das ich meine Leiden bis zum Grabe tragen muß, und daß Ihre Gegenwart mich nur noch unglücklicher machen, aber mir nicht im geringsten helfen kann. Ich bin eine Sclavin, gefesselt in der Höhle eines wilden blutgierigen Tigers, der

in seiner Wuth mir den Tod geben würde. Das Geheimniß, warum Sie mich befragen, würde, wäre es bekannt, mir das Leben kosten. O! ich beschwöre Sie, verlassen Sie Wien, kehren Sie nach Frankreich zurück — Sie wissen nicht, welchen Gefahren Sie hier ausgesetzt sind — Sie haben schon des Grafen Eifersucht erregt, Sie sind stets bewacht, überall mit Spionen umgeben. Es bedurfte des Geräusches und Tumultes dieses Balles, um eine Unterredung möglich zu machen; vielleicht sucht er mich gerade jetzt."

Indem sie diese Worte sprach, schaute die junge Gräfin mit ängstlich forschenden Blicken um sich her. Plötzlich hefteten ihre Augen sich starr auf das andere Ende der Bibliothek. Sie wich voller Schrecken zurück. Friedrich, der allen ihren Bewegungen gefolgt war, bemerkte in einem Spiegel den Wiederschein eines Kopfes, der durch die offene Thür ins Zimmer blickte. Es entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens, und er eilte schnell zu der Thür; diese wurde heftig aufgerissen, und ein Mann in der Tracht eines Armeniers zeigte sich auf der Schwelle.

„Ich störe wohl," sprach er mit dumpfer Stimme.

Die Unbekannte lehnte sich zitternd und verwirrt an das Sopha.

„Was wollen Sie, mein Herr, warum behorchten Sie uns?" fragte Friedrich. Der Armenier würdigte ihn keiner Antwort, sondern suchte sich der Gräfin zu nähern; Friedrich aber vertrat ihm den Weg;

die beiden Männer standen sich mit dem Ausdruck des Zornes und tiefsten Hasses gegenüber. Plötzlich riß der Armenier die Maske ab, und zeigte das wilde Gesicht des ungarischen Edelmanns.

„Erkennen Sie mich nun?“ fragte er mit einer Stimme, in der die höchste Wuth unverkennbar war.

„Ich besitze nicht die Kunst, den Namen der Leute auf ihrer Stirn zu lesen,“ entgegnete Friedrich kalt.

„Vielleicht ist Ihre Gefährtin kunstreicher,“ fügte der Armenier vorwärts schreitend hinzu.

„Zurück, mein Herr,“ gebot Friedrich.

„Herunter mit Ihrer Maske!“ rief der Ungar.

„Zurück, sage ich.“

Der Ungar legte die Hand an seinen Dolch, Friedrich die seinige an seinen Degen; aber in demselben Augenblick begann die Musik, das Gewühl füllte wieder den Speisesaal, und eine Schaar von Masken rauschte unter schallendem Gelächter in die Bibliothek. Friedrich benutzte den Tumult, den diese Unterbrechung verursachte, um die Gräfin an einen sichern Ort zu führen, und als er zurückkehrte, um den Armenier aufzusuchen, war dieser verschwunden.

Am folgenden Tage befand er sich eifrig beschäftigt, seinen kleinen Reisekoffer zu packen, als plötzlich der Ungar zu ihm eintrat.

Bei seinem Anblick schauderte Friedrich zusammen. Der Graf näherte sich ihm und fragte: „Sind Sie Herr Friedrich Garnier?“

„Der bin ich, mein Herr.“

„Lesen Sie.“

Garnier nahm im höchsten Erstaunen den Brief, den der Ungar ihm hinreichte, und erkannte die Handschrift für dieselbe, die ihn aufgefordert hatte, auf dem Maskenballe zu erscheinen.

Garnier öffnete den Brief und las, wie folgt: „Wir entkamen gestern nur durch ein Wunder; aber eine zweite Unterredung würde unvermeidlich uns Beiden den Untergang bereiten. Wenn ich Ihnen das mindeste Interesse einflöße, so verlassen Sie ungesäumt Wien, vielleicht bin ich einst im Stande, Ihre Fragen zu beantworten; aber das erfordert Zeit und Freiheit. Reisen Sie ohne Zögern ab, und suchen Sie die Vorfälle jenes Abends zu vergessen, die ich mit meinem Blute abwaschen möchte.

Margarethe.“

„Haben Sie geendet?“ fragte der Graf den jungen Künstler, der noch immer starr auf den Brief blickte.

„Ja, mein Herr.“

„Welche Waffen wählen Sie?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Der Ungar blickte Friedrich staunend an. „Haben Sie nicht bemerkt, an wen der Brief gerichtet ist?“ fragte er endlich.

„An mich, mein Herr.“

„Und wer schrieb ihn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wozu das Läugnen? Ho ho!“ rief der Graf, mit dem Fuße den Boden stampfend. „Glauben Sie, daß ich taub und blind bin? — Ich ließ bisher noch nie eine Beleidigung ungestraft, und werde es auch nimmer. Einer von uns muß sterben; hoffen Sie nicht, mir jetzt zu entschlüpfen, wir befinden uns nicht bei der Herzogin von Reimberg. Bedürfen Sie jedoch einiger Zeit, um Muth zu sammeln, so will ich warten; aber dieses Zimmer verlasse ich nicht, bis Sie mir blutige Genugthuung gegeben.“

Der Graf setzte sich, so als wolle er beweisen, daß sein Entschluß unerschütterlich sei. Während er nun die verschiedenen Gegenstände betrachtete, die auf der Marmorplatte des Camins umher lagen, nahm er absichtslos das Medaillon, welches Friedrich in Basel fand, wandte es, und erkannte das Bild seiner Gemahlin.

Er sprang heftig vom Stuhle auf, und rief mit den Zähnen knirschend: „Ich gehe, meine Waffen zu holen; in einer Stunde kehre ich zurück, und weigern Sie sich dann noch, sich mit mir zu schlagen, so tödte ich Sie!“

Friedrich versank in ein tiefes und schmerzliches Nachdenken: er machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe über seine unvorsichtige Neugier. Die Scene, welche bei der Herzogin von Reimberg Statt fand, und die heftige, zügellose Eifersucht des Ungars hatten ihn den

Entschluß fassen lassen vorsichtig zu sein; aber es war jetzt zu spät. Er konnte leicht den Zorn des Grafen besänftigen und den Irrthum heben, woraus jener entstand; aber dann war er gezwungen Alles zu entdecken, was er wußte, und ein Geheimniß zu offenbaren, von dem Ehre und Leben einer Frau abhing; dieses, das fühlte er, konnte er nicht thun, ohne zugleich die erbärmlichste Feigheit zu verrathen, und so beschloß er, in Ruhe, zu erwarten, was über ihn ergehen würde. Er schrieb demnach einen Brief an Leblanc, worin er ihm alles Vorgefallene erzählte, und ihm seinen letzten Willen erklärte, falls er unterliegen sollte. Er versiegelte das Blatt, und wollte so eben die Adresse darauf schreiben, als der Graf mit zwei geladenen Pistolen in der Hand wieder ins Zimmer trat.

„Ich stehe sogleich zu Ihrem Befehl, Herr Graf," sprach Friedrich ohne das Haupt zu erheben.

Der Graf legte seine Waffen auf das Camin nieder.

Garnier vollendete seinen Brief, und erhob sich dann. „Bevor wir dieses Haus verlassen, mein Herr," begann er ernst, „habe ich ihnen nur noch zwei Worte zu sagen: ich erkläre bei meiner Ehre, bei Allem, was mir theuer ist, daß ich nie die Gräfin liebte, daß ich sie nur zwei Mal gesehen, daß ich nicht einmal ihren Namen weiß und daß ich das Portrait, was Sie für ein Geschenk der Liebe anzusehen scheinen, in einem Gasthofe in Basel fand, wo sie es vergessen hatte."

„Lug und Trug!“ tobte der Ungar. „Und jener Brief?“

„Der Brief! — den zu erklären, dazu hat nur sie die Gewalt und das Recht, welche ihn schrieb.“

„Und sie wird ihn erklären,“ ließ sich plötzlich eine ruhige und feierliche Stimme vernehmen. Friedrich und der Ungar wandten sich. Die Gräfin stand vor ihnen.

„Margarethe!“ rief der Graf überrascht, „was wollen Sie hier?“

„Sie verhindern, ein Verbrechen zu begehen.“

„Entfernen Sie sich, ich befehle es Ihnen!“

„Nicht ohne Sie, Graf.“

„Ach so: Sie fürchten für Ihren Geliebten?“

Sie heftete auf den Ungar einen langen Blick des Abscheus und der Verachtung. „Mein Geliebter,“ wiederholte sie endlich mit schwacher Stimme, „Sie wissen, daß der nicht hier ist.“

„Aber dieser Brief — dieser Brief, Madame.“

„Haben Sie schon einen jungen Mann vergessen, mit dem ich verlobt war, und den Sie wie einen gemeinen Uebelthäter ins Gefängniß werfen ließen?“

„Franz hat mit dieser Sache nichts zu schaffen, Madame.“

„Sie irren sich, mein Herr, ich liebte ihn glühend und mit der ganzen Kraft meiner Seele, bevor Sie mich zwangen, Ihr Weib zu werden; ich hing nach meiner Verheirathung noch zärtlicher an ihm. Sie

verurtheilten ihn vor unserer Abreise nach Frankreich um eines Verbrechens willen, das er nicht begangen hatte; aber er folgte mir dennoch nach Paris.“ —

„Er! — das ist unmöglich.“

„Sie waren abwesend und in London in politische Intriguen verwickelt. Ich konnte also furchtlos und ungestört seine Besuche annehmen.“ Der Graf streckte die Hand nach seinen Pistolen aus.

„Noch nicht,“ sprach das junge Weib mit einem bittern Lächeln, „lassen Sie mich zuvor vollenden. Franz befand sich seit ungefähr zwei Monaten in Paris, als Sie mir Ihre Rückkehr ankündigten. Jetzt beschwor er mich, mit ihm zu entfliehen; aber ich dachte an mein Kind, an meine Pflicht; auch war ich überzeugt, daß wir Ihren Verfolgungen nicht entgehen könnten, und daß Franz dieses strafbare Vorhaben mit seinem Leben bezahlen würde — ich wollte ihn vom unvermeidlichen Untergange retten — ich Unglückliche, ich weigerte mich! da erhielt ich von Franz einen Brief, der folgende Worte enthielt:

„Diesen Abend bin ich unter Deinen Fenstern, Dich zu sehen oder zu sterben.“

„Ich war auf dem Lande; eilte aber in der größten Verwirrung nach Paris — ich fliege zu der Luxemburg — die Thore sind geschlossen. Ich stürze zu jenem Herrn, der ein Zimmer unter unsern Gemächern bewohnte, er öffnete mir eine Nebenthür, die in den Garten führt; als ich aber dort anlange erblicke ich meinen Geliebten als — Leiche!“

Die Gräfin verbarg mit beiden Händen ihr Gesicht und weinte laut.

„Jetzt begreifen Sie wohl," fuhr sie nach einer langen Pause fort, „warum ich so verwirrt war, als ich diesen Herrn wiedersah, warum ich ihn so ängstlich zu sprechen suchte, warum ich ihm schrieb, er solle unverzüglich Wien verlassen."

Der Graf hatte sich wieder gesetzt und der Erzählung des furchtbaren Abenteuers gehorcht, indem er mit fürchterlicher Ruhe und fest zusammengepreßten Lippen auf den Fußboden starrte. Endlich erhob er sich, trat zu dem jungen Künstler, dem das Erstaunen fast die Sprache raubte, und sprach zu diesem mit gebietender Stimme: „Morgen verlassen Sie Wien!"

Der junge Mann fuhr lebhaft auf, und war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben; aber die Gräfin blickte ihn mit den großen bezaubernden Augen bittend an, und er entgegnete ruhig: „Es soll geschehen."

Der Graf erfaßte jetzt die Hand seiner Gemahlin, die unter seiner Berührung schauderte, und führte sie aus dem Gemach.

Einen Monat später traf Friedrich in Paris den Doctor Leblanc, der so eben von Wien zurückkehrte. Die beiden Freunde hatten eine lange Unterredung zusammen. „Ach! da fällt mir eben ein!" rief Heinrich plötzlich, „ich habe jetzt den Namen Deines Modells, der Gattin des Ungars, auswendig gelernt, er war die Gräfin Margarethe von Wandrezca."

„Und wie hast Du ihn erfahren?“

„Ich las ihn in den Todesanzeigen.“

„Wie!“ rief Friedrich schaudernd aus, „ist denn die Gräfin todt?“

„Ja, sie starb einen Tag nach Deiner Abreise von Wien.“

Nach Beendigung dieser Mittheilung trennten sich die Freunde für diesen Abend. Auch wir müssen nun wohl die freundliche Casa de los capitanos verlassen, da der Spruch des Oberarztes am nächsten Morgen die meisten der Freunde, mit denen wir in diesen Bänden Bekanntschaft gemacht, in Freiheit setzte, und, so lieb jedem auch der Aufenthalt in San Carlo geworden war, ihn doch jeder gern mit dem freieren und thätigen Leben außer dem Hospital umtauschte. Noch im Scheiden sagten fast alle zu Freund, ihm treuherzig die Hand drückend, daß ihnen die Abende im Hospital San Carlo recht interessant und unterhaltend gewesen seien. Glücklich wäre der Schreiber dieser Blätter, könnte er dieselbe Versicherung von seinen geneigten Lesern auch hören. Sobald er zu dieser Ueberzeugung gelangt, wird er denselben dann auch wohl in einem eigenen Bändchen die ferneren merkwürdigen Schicksale Wilhelm Freunds, des deutschen Apothekers, an dem wohl mancher Leser Antheil genommen haben dürfte, mittheilen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotz, Georg

Drei Tage in San Carlo Roman

Bd.: 3

Jena 1843

P.o.germ. 873 h-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114099-5